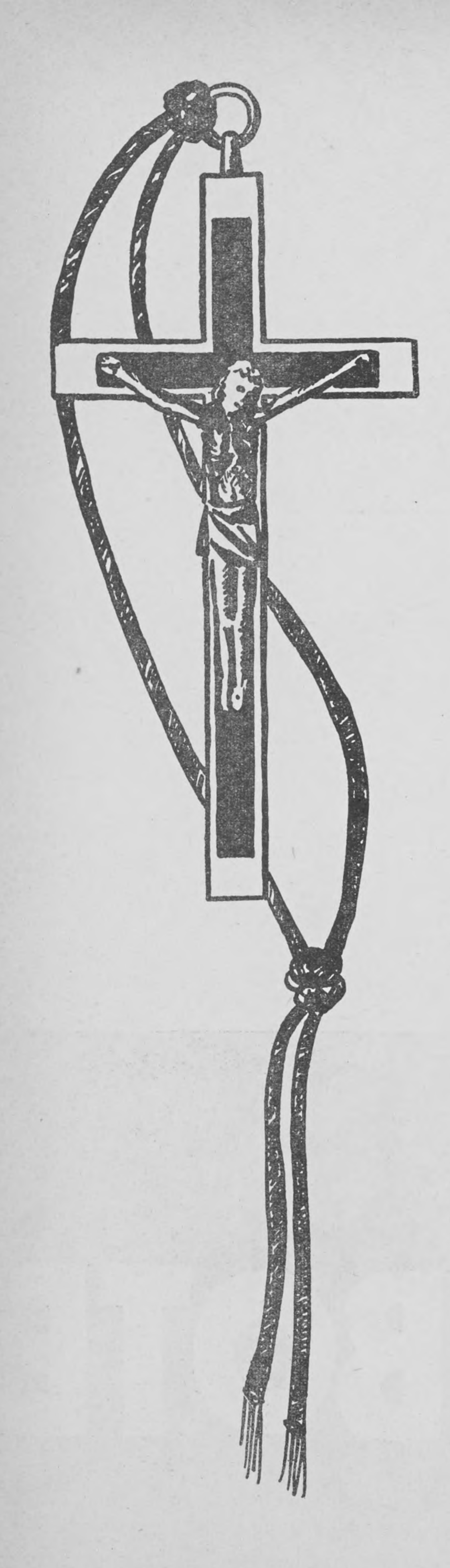
April 1952



DER MARIENBOTE



Aus der Oblatenwelt

Rom — Aus Anlaß seines silbernen Bischofsjubiläums wurden dem bekannten Afrika-Missionsbischof Joseph Gotthardt O.M.J vom Heiligen Vater die Titel „Erzbischof von Mopsuestia“ und „Päpstlicher Thronassistent“ verliehen. Es ist das bereits der zweite deutsche Oblate, der nun als Erzbischof im Weinberge Gottes wirkt. Voriges Jahr wurde der Afrika-Missionsbischof Meysing O.M.J. zur Würde eines Erzbischofs erhoben.

Rom — Am 19. Februar d.J. übernahm die Genossenschaft der Oblatenmissionare ein neues Missionsfeld, und zwar im südamerikanischen Bolivien. Bolivien ist das drittgrößte Land Südamerikas. Die neue Oblatenmission liegt in der Süd-Westecke des Landes, in den Provinzen La Paz, Oruro und Patosi der bolivischen Hochebene. Unter den 4 Millionen Einwohnern dieser Distrikte leben kaum 200,000 Weiße, so daß dieses neue Arbeitsfeld der Oblaten wahre Missionsarbeit fordern wird. Die hauptsächlich zu missionierenden Indianerstämme der Quinchua und Aymara leben mit ihren Viehherden in den Bergen der Hochebene. Zwei Französisch-Canadier werden sich in kurzer Zeit nach Bolivien begeben, um den Grundstock unserer neuen Mission zu legen.

Cap-de-la-Madelein — In Cap-de-la-Madelein bereiten unsere Patres das große Marienjahr 1954 vor. Nachdem die Statue Unserer Lieben Frau von Cap fast alle unsere Pfarreien besucht, und nachdem ihr alle Pfarrgemeinden geweiht wurden, bemühen unsere Patres sich jetzt, kleinere Statuen Unserer Lieben Frau von Cap in jede Familie zu bringen. Von Haus zu Haus wird bereits heute schon diese Statue in vielen Gemeinden getragen. Sie bleibt neun Tage in jeder Familie. Am Ende dieser neuntägigen Familienandacht weiht der Hausvater seine Familie Unserer Lieben Frau von Cap. Bis zum Jahre 1954 soll sich jede katholische Familie des Landes Unserer Lieben Frau von Cap geweiht haben. Im Jubeljahre selbst werden große Prozessionen in allen Provinzen Canadas organisiert. Die Vertreter jeder katholischen Gemeinde Canadas sollen sich in jenem Jahre im Heiligtum Unserer Lieben Frau von Cap sammeln, um gemeinsam mit den Bischöfen Canadas alle Diözesen des Landes und Canada selbst Unserer Lieben Frau zu weihen. Es wäre gut, wenn man heute schon begänne, sich etwas Geld für diese große Pilgerfahrt zusammen, zu sparen. Unsere deutschsprechenden Katholiken dürfen im Jahre 1954 nicht in Cap-de-la-Madelein fehlen!

Der Marienbote



Monatsschrift für die katolische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press“ Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

20. Jahrgang 15. April 1952, Battleord, Sask. No. 7

Dies und Das

Kreuzweg Wir sind die Schöpfer unserer eigenen Gegenwart und Zukunft. Umstände können Not bringen und Hunger, Kälte und Sorgen und Schmerzen und Qual der Seele. Der Geist jedoch, mit dem wir diese uns vom Leben auferlegten Kreuze dahinschleppen, hängt einzig und allein von unserem guten, gläubigen, gottvertrauendem, oder aber von unserem eigensinnigen, selbstsüchtigen, gottfremden Willen ab. Wir selbst können nicht bestimmen, ob wir in diesen Erdentälern reich sein wollen oder elend, gesund oder krank, sorgendurchwühlt oder herzensleicht. Diese Dinge kommen und werfen sich uns in den Schoß oder laden sich uns auf, ohne daß wir etwas dagegen tun können.

Anders steht es jedoch mit dem Reichtum und der Armut, der Gesundheit oder Krankheit des Herzens und der Seele. In diesen Sachen sind wir es, nur wir allein, die sich für das eine oder das andere entscheiden müssen.

Es hat ein Künstler drüben in Europa einen Kreuzweg geschaffen, dessen einzelne Stationen ganz kurze, tief ins Herz greifende Worte tragen. Auf dem Bilde der ersten Station lesen wir: „Unschuldig!“ Die zweite Station (Jesus nimmt das Kreuz auf sich) trägt das Wort: „Freiwillig!“ Die vierte Station (Jesus begegnet Seiner Mutter) verkündigt: „Wie Gott will!“ Die fünfte Station (Symon Cyrene hilft Jesus das Kreuz tragen): „Hilfsbereit!“ Die zwölfte Station (Jesus stirbt am Kreuz): „Für uns!“ Und die letzte Station (Jesus im Grabe): „Dem Sieg entgegen!“

Unschuldig, freiwillig, wie Gott will, hilfsbereit, für alle, und – dem Sieg entgegen. Welch große Worte auf dem Vierzehnstationenweg des Heilandes! Welch edle Worte, wenn sie in die Wegsteine des Menschenlebens gemeißelt sind!

Die Wegsteine der vierzehn Heilandsstationen sind in jedem Menschenleben. So hat es Gott beschlossen, als er die Erbschuld bestrafte und die Erlösung des Menschen beschloß. Wir können uns dagegen aufbäumen so viel wir mögen: Die Wegsteine bleiben da und Gott wird sie nicht fortrücken. Schuld ist ja doch unser Leben, und die Erlösung von dieser Schuld ist nur auf dem Kreuzwege des Heilandes und des Ihm nachfolgenden Menschen zu finden.

Das ist die Grundwahrheit aller Christenlehre. Unserer Welt ist die Lehre Christi unwichtig geworden. Alles Lachen und Höhnen hat jedoch die vierzehn Meilensteine der Leiden nicht aus der Welt schaffen können. Die Wegsteine sind da – nur, daß

sie heute andere Inschriften tragen. Andere Worte stehen dort geschrieben, gotthöhnende, menschenpeinigende, Haß und Krieg bringende Worte: Schuldig! Freiwillig das Böse gewählt! Immer so wie ich es will! Der Nächste kümmere sich um sich selbst! Alles nur für mich; Und dann die letzte, die allergrausamste Station des gottfreien und auch des gottlauen Menschenlebens: Der ewigen Zerstörung alles Erdenfriedens und aller beseligenden Ruhe bei Gott entgegen!

Es ist dem heutigen Menschen jedes ernste Denken und jedes stille Sinnen verloren gegangen. Wir lassen die Welt für uns denken. Wir nehmen die Zeitung und lesen, stellen das Radio an und lauschen, was die Welt über jene Dinge denkt, die wir „Wahrheit" nennen und „Güte", „Glück" und „Zukunft".

Die uralte Bibel und die uralten Heilandskreuze sprechen auch darüber. Wer aber kümmert sich noch um deren Weisheit? Wir haben halt ernste Schwierigkeiten um uns herum, sagt man. Ernste Probleme in der Politik, in der Wirtschaft, in der Verwaltung, in der Wissenschaft usw. usw. Des Elends ist einfach kein Ende. Um mit diesen ewigen Plagen ein für alle mal Schluß zu machen, muß halt politisch, wirtschaftlich, administrativ und wissenschaftlich gedacht und geplant werden. Religiös denkt man in der Kirche. In die Welt gehört das Weltliche. Sonst kommen wir nie zu Ordnung und Ruhe.

So werden wir belehrt, und so glauben wir es nur all zu gern. Denn im allerletzten Grunde unserer Herzenswünsche geht es uns ja eigentlich nur um das Irdische. Das Kreuz wird auch schon einmal an die Reihe kommen. Wir geben ihm ja doch jeden Sonntag in der Kirche die Ehre, und wenn es einmal ans Sterben kommt, wenn wir halt nichts mehr für unser Erdenleben tun können, dann wird Gott schon sehen, daß wir Sein Erlöserkreuz dem Höllenreich des verhaßten Satans vorziehen. Solange man jedoch auf Erden weilt, muß man sich halt irdisch sorgen. Dazu ist man doch denkender, schaffender Mann! Ja, man muß sorgen, die verfluchten Lebenskreuze sich so viel als nur möglich vom Halse zu schaffen.

Gott hat ganz gewiß nichts dagegen, daß der Mensch es sich und seiner Familie leichter zu machen sucht. Die Art und Weise jedoch, wie wir das tun, setzt sich dem Willen Gottes entgegen. Wir werfen ja nicht nur Kreuze ab: Wir laden sie andern auf, und wir freuen uns noch, wenn der Nächste unter ihnen zusammenbricht.

Im August 1924 sprach Ernst Toller in einer Rede in Leipzig:

„Sei nicht stolz, Mann, daß du hier stehst und deine Fäuste ballst wider den Krieg. Was tatest du vor zehn Jahren? Ob du Deutscher oder Franzose oder Amerikaner warst, was tatest du wider den Krieg? Hurrah! schriest du, Hussa! Das tatest du. Sei nicht stolz, Frau, daß du hier stehst, wissender als deine blinden Schwestern, und den Krieg anklagst, der dir Mann, Bruder und Sohn nahm. Ob du Deutsche, Französin oder Amerikanerin warst, was tatest du wider den Krieg? Mit sommerlichen Blumen schmücktest du den Mann, aufleuchteten deine Augen und schwer von schmerzlich-süßer Trunkenheit ließest du ihn ziehen. Was tatest du, Jugend? Dein Wort war Jubel, dein Schritt Trommelklang und: Auf in den Krieg! Man sagt, und ihr alle werdet mir antworten, man hat uns gezwungen. Wer kann den Menschen zwingen? Niemand kann den Menschen zwingen! Verblendet waren wir, Knechte!"

Wer kann wohl den ganzen Ernst dieser Worte erfassen? Wie können wir schreien und rufen, wenn uns etwas getan wird! Wieviele große Worte über Gerechtigkeit, Strafe, Notwendigkeit und Kraft tragen wir im vollen Munde, wenn unser Gegner zerschlagen und sterbend vor uns liegt! Solange nur wir die Kreuze los sind. Der andere möge verhungern, verdursten, verbluten und krepieren. Wir helfen nicht, denn auch uns hilft keiner!

Auch uns hilft keiner?

Satan hilft uns, das Böse zu tun und Freude ob des Bösen zu finden. Christus hat uns geholfen – und hilft uns immer noch –, die Inschrift der großen Lüge an den vierzehn Wegsteinen des Erdenlebens zu lesen und zu verstehen. Satan und die Welt denken uns vor, und wir denken – wie Knechte – nach. Christus will uns losreißen von diesem Denken uneigener, fremder, kommandierter Gedanken und uns Vernunft geben, auf daß wir einsehen, daß nicht Armut, nicht Sorge, selbst nicht erlittene Ungerechtigkeit der größte aller Schmerzen ist – sondern die Sünde! Selbsterlittenes und groß getragenes Leid bleibt in mir, es verbreitet sich nicht. Die Sünde aber breitet sich aus über Haus und Hof und Land und Meer, Leid und Jammer schaffend ohne Zahl.

Die vierzehn Stationen des Heilandsweges sind da. Nicht einsam und verlassen sind sie. Um sie herum liegen die Hungernden, die Vertriebenen, die Leidenden – alle jene, um die sich niemand kümmert, kein Hoher Priester, kein Pharisäer und kein Landsknecht. Genau so wie sich um den kreuzschleppenden Heiland keine Seele plagte. Um sie herum liegen die Geschlagenen, vielen von uns genau so verhaßt, wie der Heiland den Großen des auserwählten Volkes verhaßt war.

Wir inzwischen eilen immer weiter ins Leben hinein, schuldig, freiwillig das Böse wählend, immer nur nach eigenem Wollen handelnd, um keinen Nächsten uns kümmernd, alles nur für uns wollend – der großen, der ewigen Zerrissenheit des Menschengeschlechtes entgegen.

Der Kreuzweg, den wir da andern bauen, wird einmal sein Ende finden. Wir können den vierzehn Stationen keine weiteren hinzufügen. Einmal findet jedes Leid sein Ende – nur das ewige Leiden der Verbannung von Gott hat kein Ende! Wir wissen ja doch: Zu Gott gelangt nicht, wer andern Kreuzwege baut. Zu Gott kommt nur, wer selbst gegangen ist den Weg der Demut, des Schmerzes, der Geduld und des ununterbrochenen Sterbens für Welt und Sünde – aus großer Liebe zu Gott!

Ostern Vorbei sind die dumpfen Stunden der Winterstuben. Hell und sonnig ist es draußen. Tolle Winde brausen über die vor kurzem noch so starre Erde, alle Kälte, alles Frostige und Tote auftreibend und in Weiten jagend, die wir mit dem Auge nicht mehr sehen können. Hier und da wagt sich schon ein Blümlein an die Sonne und aus den Lüften grüßen uns die ersten Sänger Gottes.

Ist der Frühling nicht doch stärker als der Winter? Immer wieder kehren sie zu uns zurück, die kleinen und die großen Boten des Lebens. Mag auch in jedem Herbst das Sterben sich über Blatt und Blüte senken: Das Leben selbst stirbt nie! Das Leben ist ewig – weil es in sich trägt den Odem des ewigen Vaters!

Alleluja!

Laut und froh singt die Christenheit diesen Jubelruf des Heilands in die österlichen Lüfte des Frühlings. Der Glaube an das Leben klingt aus diesem Sang. Der Glaube an das Leben jenes neuen Menschen, den Christus uns vorgelebt, der in Christus Sünde, Tod und Teufel überwindend, dem Grabe entstieg, um nie mehr zu sterben.

Wir glauben an den neuen Menschen, an den sündenlosen, an den büßenden, ehrlichen, liebenden, gotttreuen, alle Erde erneuernden Menschen. Christus hat ihn uns gezeigt in Seinen Heiligen; Christus hat uns die Osterkraft der Sakramente gebracht, die da Heilige schafft; Christus kann auch uns heilig und rein und ehrlich und wertvoll machen.

Diesen Glauben hochhaltend in unseren schaffenden Händen, treten wir hinein in die Wirrnisse einer Welt, die diesen neuen Menschen will, und die ihn haßt; die ihn bewundert, und ihm zu gleicher Zeit Kampf auf Leben und Tod erklärt.

Wir wagen diesen Kampf um das Edelste, um das Höchste und Hehrste in der Menschheit Christi und in der Menschheit dieser Erde.

Frohe Ostern wünschen wir allen unseren Lesern und allen denen, die mit uns an den neuen Menschen glauben.

Glaube schafft neues Leben, und jedes neue Leben bringt Sieg!

– Der Schriftleiter

* * *

Noch glänzt der Schnee an braunen Hängen.
Kein Halm wagt, an das Licht zu drängen,
Vom Baum steigt noch kein Vogellied.

Und doch ist in der Welt ein Klingen!
Hörst du das Locken, leise Singen,
Das über Tal und Hügel zieht?

Es will der Lenz den Knospen, Quellen,
Vom Wandern und vom Blüh'n erzählen.
Wer es vernimmt, dem wird im Herzen wohl!

Stefanie Seubert

Fuenfzig Jahre Oblatenpriester

Am 8. Mai begeht der bekannte Pater Paul Hilland O.M.J. sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum. Geboren am 5. Juni 1875 an der Mosel in der schönen Rheinprovinz Deutschlands, trat Pater Hilland im Jahre 1896 ins Noviziat der Oblaten ein, nachdem er vorher seine Gymnasialstudien im St. Karlskolleg der deutschen Oblatenprovinz absolviert hatte. Am 8. Mai 1902 wurde er in Hünfeld zum Priester geweiht. Ein Jahr später war Pater Hilland bereits in Kanada. Er begann seine Arbeit in der Heiligengeist Kirche zu Winnipeg, siedelte 1904 in die St. Josefskirche von Winnipeg über. Von 1905 bis 1906 war Pater Hilland O.M.J. in der St. Mariengemeinde von Regina, um von dort wieder nach Winnipeg zurück zu gehen, wo er in der Pfarrarbeit der St. Josefsgemeinde bis 1926 verblieb. Von 1926 bis 1931 war Pater Hilland wieder in der St. Mariengemeinde von Regina. Von dort ging er nach Allan, Sask., von Allan zurück als Volksmissionar nach Regina, und dann nach St. Charles, Manitoba, wo ihm das verantwortungsreiche Amt eines Novizenmeisters anvertraut wurde. Im Jahre 1941 war Pater Hilland Pfarrer von Mack in, Sask. Seines schwachen Herzens wegen mußte er jedoch bald diese Gemeinde wieder aufgeben. Er ging zurück ins Noviziat, um noch einmal zwei Jahre lang als Novizenmeister zu wirken. Seit 1944 ist unser Jubilar Pfarrer der freundlichen Gemeinde von Little Britan, Man.



Das wäre so in ganz kurzen Umrissen die Lebenstätigkeit Pater Hillands. Dazwischen müßte man noch all die vielen von ihm gepredigten Missionen und Exerzitien pflechten, weiter seine große Arbeit um die Einwanderer zur Blütezeit des Volksvereins; seine Mühen um Priesterberufe, seine Dienste am Aufbau und an der Leitung der St. Marienprovinz (im Jahre 1926 leitete Pater Hilland während der Abwesenheit des Provinzialoberen als Vizeprovinzial die St. Marienprovinz). Beide Stadtgemeinden unserer Provinz, St. Josef in Winnipeg und die heutige St. Marienpfarrei in Regina, sahen seine Hand den Grundstock legen. Die neue Kirche zu Little Britain in Manitoba ist sein Werk.

Still lächelnd schaut der gute Pater Hilland heute auf sein Lebenswerk zurück. Drei seiner Buben, die er zum Altar des Herrn gebracht, haben bereits ihr silbernes Priesterjubiläum gefeiert. Es sind das die Patres F. Plischke O.M.J., Th. Schnerch O.M.J. und A. Schimnowski O.M.J. Zwei weitere von ihm zum Priestertum geführte Oblatenpriester, die Patres J. Schnerch O.M.J. und J. Switallo O.M.J., wirken bereits seit zwanzig und mehr Jahren im Weinberge des Herrn. Neben diesen Oblatenpriestern hat Pater Hilland O.M.J. noch andere geistige Priestersöhne, deren Namen dem Schriftleiter leider nicht bekannt sind.

Überall wo Pater Hilland war, kannte man ihn als „Bubenpater". Ob in Regina, in Winnipeg, in Allan oder in Little Britain, überall nahm er sich ganz besonders der Knaben an, eifrig hoffend und fleißig betend, daß recht viele von ihnen das Priestertum zum Lebensweg erwählen. Sehr gern luden junge Patres den guten Pater Hilland ein, ihnen die Primizpredigt zu halten. Keiner konnte am Primiztage so lieb über Priesterkreuz und Priesterfreude, über Priesterverantwortung und Priester-Gottvertrauen reden wie er.

Als Pater Hilland O.M.J. im August 1947 sein goldenes Ordensjubiläum feierte, schrieb der inzwischen verstorbene Pater Funke O.M.J. im Marienboten über die verschiedenen Christus-

bilder in der Kirche Gottes. Da gäbe es mächtige Kreuze, von Stein oder Metall, wie sie am Kircheneingang, auf Kirchhöfen und in den hohen Kathedralen zu sehen seien, dann kleine geschnitzte Kruzifixe in demütiger Landkirche oder im Herrgottswinkel des katholischen Hauses, und weiter das klassische, stilgerechte liturgische Kreuz der strengen Klöster. Das liebste sei jedoch das alte, verwitterte, holzgeschnitzte „Marterle", wie man es im katholischen Bayern und im Rheinland fände.

„Wenn so ein Priesterjubiläum kommt", schrieb Pater Funke, „denkt das katholische Volk nicht an die Kunstbilder der Kathedrale, nicht an das Kreuz in Haus und Kloster. Es denkt an das „Marterle" der Kreuzwege im alten Europa. Alt, verwittert, ehrwürdig, aus hartem Holz von Künstlerhand geschnitzt, nicht sich selbst predigend, nicht Reichtum oder Kunst zeigend, sondern nur den sterbenden Heiland."

Schöneres als das kann wohl kaum gesagt werden. (Der verstorbene Pater Funke O.M.J. war ein Meister seiner Art, wenn es sich darum handelte, über seine Mitbrüder etwas Liebes zu sagen. Vergessen wir ihn nicht!) In Europa bestellten sich voriges Jahr die Bauern eines deutschen Dorfes einen Künstler, der ihnen das große Altarkreuz ihrer neuen Kirche schnitzen sollte. Sie gaben ihm den Auftrag, dem am Kreuz hängenden Heiland den Gesichtsausdruck zu geben, den Er gehabt haben mußte, als Er mit letztem Liebeslächeln auf seine Mutter Maria herabschaute. Wollte man unseren guten Pater Hilland O.M.J. mit einem „Martel" vergleichen, dann muß man sich ihn immer mit diesem Heilandsblick vorstellen. Immer lächelnd, immer lieb, und doch voller Priesterernst und voller Bereitschaft zu jedem Priesteropfer, so ist Pater Hilland.

Möge Gott ihn an seinem Jubeltage segnen und ihm noch recht viele Jahre schönster Priesterfreude geben.

Brunnenlegende

Von Dolores Viesèr

Die zarten, weißen Waldblumen neigen sich über den dunklen Wasserspiegel. Durch windgewiegte Äste tropfte schweres Sonnengold und sinkt bis auf den Grund. Und manchmal steigt ein süßer Vogelruf, damit die Stille hörbar würde.

Hinter siebenmal sieben alten Bäumen läuft ein schmaler Weg den Berg hinan. Über knorrige Wurzelstufen und grauen Stein ist ein weicher, warmbrauner Teppich aus Fichtennadeln gebreitet. Wenn die Jägerburschen mit weitem, langsamen Schritten aus dem Waldtal heraufsteigen, vergessen sie hier auf das schlechte Schußgeld und den grantigen Oberjäger. Und sie schauen auch nicht mehr so scharf und mörderisch drein, wie wenn sie durchs Dorf gehen. Sie nehmen das verwetterte Hütel ab und lassen sich die kühle Waldluft durch das Haar streichen. Die jungen Augen schweifen gar besinnlich in das Grün. Und oben, wo der Weg an der kleinen Kapelle vorüberführt, bleibt wohl hie und da einer von den Jägerbuben stehen und schaut übers grüne Holzgitter.

Auf dem staubigen Altärchen sitzt Unsere liebe Frau und wiegt ihr Jesuskind in linden Armen. Ihr blondlockiges Haupt neigt sich demütig unter der schweren Kaiserkrone. Der Mantel von mildem Himmelblau verdeckt den Purpur ihres Prunkgewandes und ihr zarter Fuß liegt gar nicht nicht schwer auf der Weltkugel, die dort, wo sie nicht von Spinnweben verdeckt ist, in einem giftigen, falschen Grün ergleißt.

Wenn zu Ende des Mais die Tage schwüler werden, erblühen zu Hunderten die blassen Heckenrosen um das Gemäuer. In den zwei schmalen Spitzbogenfensterlein wiegen sich bräunliches Zittergras und lichte Birkenreiser. Der Sommerwind spielt mit dem Kunstwerk einer Kreuzspinne. Zarteren Vorhang hat keine Königin vor ihrer Kemenate, wie Unsere Liebe Frau in ihrer Waldkapelle.

Es verfolgte aber der Sepp Gasteiger an einem schwülen Sommertage ein wundes Reh. Mit hängenden Zungen suchten die Hunde die Fährte. Bald nah, bald fern klang ihr Geläute. Hastig stieg der Jäger den Wald hinan, das Jagdmesser blank in der Rechten. Er ließ sich nicht Zeit, seinen Durst zu löschen, da er an der Quelle vorübereilte. Da gaben die Hunde heiseren Standlaut – und verstummten. In weiten Sätzen springt der Sepp zwischen den Bäumen hinauf. Das graue Gemäuer der Kapelle

winkt durch das Grün – und, da liegen die zwei Hunde winselnd auf dem groben Fliesen, kriechen ihrem Herrn entgegen und lecken ihm die Hand. „Wo is, Waldi?"

Der Hund läuft zur Kapelle und stößt mit der Schnauze an das grüne Gatter. „Aha", denkt der Bursch erstaunt, „da is das Reach übers Türle einigsprungen. – Hascher!" Und es ist ihm nicht recht, daß er das arme Vieherl bei der Gottesmutter drin knikken muß. Aber es geht nit anders. Leben lassen ist noch grausicher. Er weiß, er hat es getroffen.

Zögernd tritt er ans Türlein und faßt sein Messer fester. „Maria" – – stammelte er dann.

Der goldene Thran überm Altar ist leer. Auf der morschen Altarstufe sitzt die Himmelskönigin und hält den Kopf des Rehes in ihrem Schoße. Zärtlich und linde streichelt sie über die fliegenden Nüstern, die zitternden feinen Glieder.

Das Messer klirrt zu Boden. Das Reh erschrickt und will entspringen, doch hält es Maria mit ihren weißen Händen bei sich zurück. Ihre großen blauen Augen schlagen sich zu dem Burschen auf.

Der sinkt in die Knie. „I tua ihm nix, heilige Mutter Gottes – – i tua ihm nix mehr!" stammelt er und bedeckt sein Gesicht mit beiden Händen.

Da wird es im Walde still, – so still, wie damals, wo Sankt Hubertus dem weißen Hirsch begegnete, der das leuchtende Kreuz zwischen den Stangen trug.

Dann hebt das Jesukindlein zu weinen an. Es rutscht zum Rehlein hin und will es streicheln. Das steife Brokatkleidchen mit dem Goldspitzensaum steht bockig um die zarten Füße und als gar



Wie ist so schön die Gottes Welt,
Wenn Frühling seinen Einzug hält!

eines der glitzernden Schühlein zu schlürfen anhebt, purzelte das ganze Kindlein über ein paar vorwitzige Grasbüschel zur Erde. Kling – klang macht das Zepter.

Die Mutter Maria beeilt sich, ihr Jesulein aufzuheben. Sie bläst den Sand und den Schmerz von den kleinen Fingern und legt sie dann dem Rehlein auf die zerschossene Brust. „Spring, spring wieder, liebes Reh!" läutet die feine Kinderstimme. Und das Tierlein springt hellauf in die Höhe.

Da der Jäger auf den Fliesen das leichte Klappern der Rehläufe hört, schaut er auf und sieht eben noch, wie das Tier den schönen Kopf in zierlicher Verneigung lebendig herumwirft und dann in flinkem Sprung über das Gitterlein setzt. Da patscht das Kindlen jauchzend in die Hände und die Mutter Maria lächelt süß und milde.

Der Sepp kniet und kniet in seligem Staunen. Die Sonne scheint immer gelber durch das eine Fensterlein und in den Rosenbüschen singt ein Rotkelchen. „Das ist das Vögele aus dem Paradies – und wer das singen hört, den grüßt die Ewigkeit",

denkt der Bursch in wachem und wagt nicht, sich zu rühren, damit er nicht das Singen störe, damit die wundersame Schau kein Ende nehme.

Und die holdseligste Frau sagt: „Du, Sepp, magst du nit meinem Kindlein ein Wasser holen gehn. Es war ein heißer Tag heute."

„Frali – g'schwind!" reißt sich der Jäger auf. Er möchte rennen, aber die Füße gehorchen ihm nicht. Langsam steigt er zur Quelle hinab, füllt seinen Hut mit dem klaren, kalten Wasser und trägt ihn wunderbehutsam zur Kapelle zurück.

Da er eintritt, sitzt die Himmelskönigin wieder auf ihrem goldenen Thron. Hat er geträumt? – Das kann nit sein! Er hebt sein Hütel zum Jesuskind empor und sieh – die heilige Mutter Gottes nimmt es an und hält es an den lieben roten Kindermund.

Da rauscht im Herzen des Jägers die königliche Harfe auf, die da noch nie geklungen.

Er weiß nicht, wie es kommt, daß er auf einmal das nasse Hütel wieder in Händen hält – weiß nicht, warum die liebe Frau wieder den leisen Glanz gemalten Holzes auf den Wangen trägt. Und die Sonne ist untergegangen.

— — — — — —

Zwischen den verblichenen Votivtafeln, auf deren jeder zu lesen steht: „Maria hat geholfen!" hängt ein verwittertes Hütel mit einem schillernden Spielhahnstoß. Und wenn die Jägerburschen vorüberkommen, stoßen sie sich an und meinen: „Du, is das nit 'n Gasteiger sein Tschappel?" „Glaben kinnt man's. Der is eh hintersinning wordn." „So?"

„Na – a Jager, der koa Reach mehr schiaßt, wie schaut denn der aus!"

Und sie gehen weiter und reden vom Gasteiger und einer gewissen Susi, die auf ihn harb ist, man waß lei nit warum. –

Es gibt aber frühe Morgenstunden und späte Dämmerrungen, in denen ein blonder Bursch vor der Mutter Gottes kniet. Er weiß nicht was er ihr sagen soll. Er murmelt ein „Gegrüßet seist du Königin" aus rauher Kehle und schweigt dann lange. Es ist ihm hier so wohl, – nein, mehr als wohl, – so still und süß wie bei den himmlischen Seligen im Paradies.

Manchmal steigt ihm ein herbes Liebeswort vom Herzen auf und will sich über seine Lippen drängen. Er verschweigt es in tiefer Scham. Nur das kleine Sträußchen schönster und seltenster Waldblumen nestelt er vom Hute und legt es der lieben Fraue auf den Schoß. Er wartet nicht, daß sie es ihm nehme. Er weiß, – so was ganz Wunderbares geschieht einmal und keinmal. Und – –vielleicht müßte er sterben, wenn er noch einmal ihre Augen strahlen sähe.

— — — — — —

An einem Abend, da letztes Sonnengold in silbernem Mondenschein verschimmert, findet er im Dickicht unter jungen Fichten eine schwere Ranke süß-blauer Lianenblüten. Er biegt sie nieder und bricht den zähen Stengel. Um den Hut, der noch aus seiner Bubenzeit stammt, schlingt er die Wunderblumen und geht durch den dunklen Wald der Kapelle zu.

Hinter dem Gitter bewegt sich ein roter Funken. Sepp sieht es von ferne und verwundert sich. Zögernd duckt er sich hinter einem Lärchenstamme und späht nach den dunklen Schatten, die sich immer wieder vor das Lichtlein schieben. – Das sind dunkle Männergestalten. – –

Was tun die?

* * *

Herr bleib bei mir

Herr, bleib bei mir, schon nahen sich die Schatten,
Die Sonne sinkt, der Abend bricht herein.
Ich fühle, wie die Kräfte mir ermatten;
Es tobt der Kampf so heiß im Herzen mein.

Wohin ich schaue, drohen die Gefahren,
Vergangenheit und Zukunft schrecken mich.
Vor'm eignen Herzen wollst du mich bewahren,
Das sich so oft empöret wider dich.

Nur einen Blick der milden Augen sende,
In Blut und Tränen einst für mich umflort;
Reich' mir barmherzig deine Heilandshände,
Die auch für meine Schuld am Kreuz durchbohrt.

Und brich zur Nahrung mir an jedem Morgen
Das Brot, an dem die Jünger dich erkannt,
Dann bin an deinem Herzen ich geborgen
Und trag in mir des Himmels Unterpfand.

M. O.

Alleluja!



Der Himmel jauchzt, die Hölle bebt,
Die Erde jubelt: Jesus lebt!
Er, der da starb am Holz der Schmach,
Stand glorreich auf am dritten Tag.
Verstummt ist seiner Feinde Spott,
Der Zweifler ruft: Mein Herr und Gott,
O Tod, wo ist dein Stachel nun?
Ich werd' im Grab nicht ewig ruh'n.
Ich weiß, daß mein Erlöser lebt,
Der aus dem Staube mich erhebt.
Gelobt sei Gott in Ewigkeit,
Der uns erlöst von allem Leid!

P. Sömer „Das Kirchenjahr"

* * *

Sind's Wallfahrer? – Wilderer?

Sepp nimmt seine Büchse ab und spannt den Hahn.

Da erlischt das Licht. – –

Der Jäger schleicht heran, – pirscht im Mondschein vorsichtig über den Weg – äugt mit scharfem Falkenblick in die Kapelle. Da bleibt ihm das Herz schier stehen. Wo sonst die goldene Krone erglänzte, gähnt nun die Nacht. – – Mit leisem Sprung ist der Sepp am Altare, tastet nach dem Haupte der Himmelskönigin. – Der Scheitel ist leer. Und – o Gott – auf der allerschönsten weißen Stirn klafft wie eine Wunde das Mal eines Brecheisens.

„Höllteufel übereinander! Das waren Räuber! zischt der Bursch durch die Zähne. Und wie eine Katze springt er lautlos auf den Weg. Sein geübtes Auge erfaßt im Licht der hellen Nacht sofort die Spuren der schwerbeschuhten Männerfüße. Der Quelle zu! – Er kennt jeden Baum und jeden Stein. Ihm ist es ein leichtes die Räuber einzuholen. Hastig schleicht er zwischen den Bäumen abwärts, – denselben Weg, den er einst mit dem Hüterl voll Wesser ging. – Herrgott, und jetzt haben sie ihr die heilige Krone gestohlen!

Ganz nahe flüstert die Quelle – und –: „Is valleicht eh lei Blech", murmelt einer. „Host nit gsehn den Rubein?" flüsterte der andere zurück. Sie stehen nahe der Quelle und stecken die Köpfe zusammen. In ihren Händen schimmert mattes Gold.

Und da der Sepp das milde Scheinen sieht, brüllt er auf – springt wie ein wilder Wolf aus seinem Hinterhalt und reißt beide zu Boden. Lautlos und verbissen wehren sich die dunklen Gestalten gegen seine klammernden Fäuste. Mit lautem Knalle geht die Büchse los. Einer schreit auf – vergißt aufs Ringen. Und in der Sekunde, da der Jäger entsetzt innehält, windet sich der große schwarzbärtige Mann aus seinen Armen – ein Messer blitzt – ein Schrei – und in dumpfhallenden schwerfälligen Sprüngen rast der Räuber der Quelle zu.

Sepp schnellt auf. Er fühlt keinen Schmerz. Er sieht den Dunklen straucheln – stürzt sich über ihn und von neuem beginnt das Ringen. Die Krone, die Krone!

Sepp will sie ihm mit aller Macht entreißen. Aber er fühlt, wie seine Kräfte mählich schwinden. Er kann sich den grausamen Fingern nicht entwinden, die würgend seinen Hals umklammern. Er bricht in die Knie, im Falle den andern mitreißend, und reckt nun auch seine Hand, den andern zu ersticken. Und so liegen sie wie erstarrt vor Wut am Boden, unlöslich verkrampft zu allerletzter Entscheidung.

„Ver – reck – Hund!" röchelt der Dunkle.

Hinter den Bäumen will es tagen. – Tagen –? Hat je die Sonn' so süßen Schein gegeben? Blausilberne Strahlen brechen durch den Wald. Der frische Tau der Nacht erglänzt im Moose und die Quellt hebt auf einmal zu singen an.

Dann fährt ein siedender Schrecken durch die verschlungenen Leiber am Boden, die wutverzerrten Gesichter starren in den Schein. . . .

O Wunder – –!

Da kommt die Jungfrau Maria durch den nächlichen Wald gegangen!

Blau erstrahlt der himmlische Mantel – und fließt um ihren Weg. Und von ihrem Haupte fallen die goldenen Haare wie ein königlicher Schleier. Auf ihrer allerschönsten, weißen Stirn brennt eine Wunde – –.

Ein entsetzliches Ächzen bricht aus der Brust des Räubers. Sein Gesicht ist fahl wie der Tod. Seiner schlotternden Hand entfällt die Liebfrauenkrone. Langsam rollt das blasse Gold über das grüne Gras – ein letztes Funkeln erweckt die Edelsteine, – dann fällt

sie über den moosigen Brunnenrand und versinkt im dunklen Grunde.

Ein stilles, geheimnisvolles Scheinen verzittert mit den Wellenringen.

Der Räuber entflieht ins Waldtal.

Und der Sepp Gasteiger darf seinen müden, müden Kopf in den Schoß der Muttergottes legen – und darf sein junges Herzblut über ihre zarten Füße rinnen lassen, wie einst das Reh.

Und das Jesulein kommt herangetrippelt und lächelt ihn an. Es sagt aber nicht: „Spring Rehlein, spring!"

— — — — — —

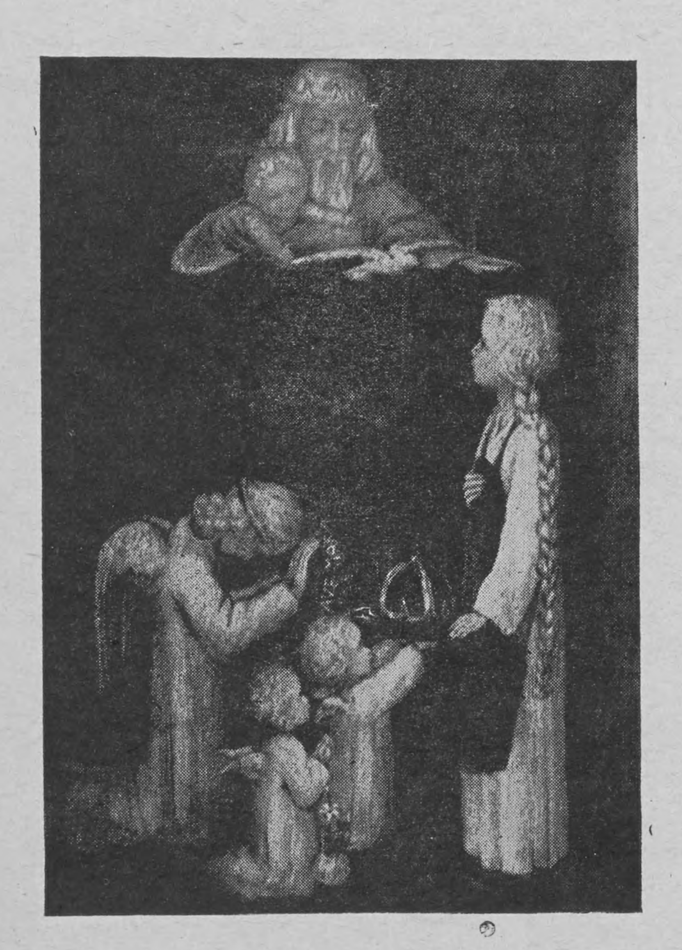
Es steht eine Kapelle im grünen Wald, darin thront Unsere Liebe Frau im blauen Mantel und purpurnem Kleide wie eine hohe Kaiserin. Doch trägt sie statt der Krone einen Kranz von schweren, süßblauen Lianenblüten, die nie verwelken.

Und hinter siebenmal sieben alten Bäumen lebt noch immer das letzte Lächeln des verbluteten Jägerbuben. Da stehen zarte, weiße Waldblumen und neigen sich über einen dunklen Wasserspiegel, da tropft durch windgewiegte Äste das schwere Sonnengold und sinkt bis auf den Grund.

Und wenn das Gold zu Golde fällt, gibt es feines Klingen, – dann schweigen alle Waldvögelein und lauschen.

Und die Stille singt ganz leise, leise vom großen Waldgeheimnis – von der versunkenen Krone Unserer Lieben Frau – – –.

Übermütig sind meist in guten Zeiten die Herzen;
Schwer ist's Tage des Glückes tragen mit ruhigem Sinn.
O. Naso



Haussegen

**Gott im Himmel unser Vater,
unser Helfer, unser Rater,
segne uns und dieses Haus;
leihe allen, die hier leben,
Deinem Namen Ehre geben
Deine reiche Güte aus.**

**Daß Dein Reich all hier erstehe
und Dein Wille so geschehe,
ob wir wachen oder ruhn
gib uns Trank und gib uns Speise,
gib Dein Wort und gib die Weise
wenn wir reden oder tun.**

**Mach uns frei von allen Sünden,
daß wir nicht im Tod erblinden,
sondern fröhlich sind und klar,
hilfreich sind, im Frieden leben
und den Schuldigen vergeben,
tapfer sind auch in Gefahr.**

**Halte fern die Macht des Bösen,
daß vom Übel wir uns lösen,
treib die schlimmen Geister aus
komme zu uns Gott und Vater,
sei uns Helfer, sei uns Rater,
bleibe da und halte Haus.**

Der neue Bischof von Saskatoon



Gedenken wir am 30. April, am großen Tage der Bischofsweihe, unseres neuen Oberhirten. Wolle Gott ihn uns segnen!

Am ersten März gab der Apostolische Delegat Kanadas die Ernennung des H.H. Franz Klein zum Bischof von Saskatoon bekannt. Die Freude der zum größten Teil deutschsprechenden Katholiken der Diözese ist verständlich. Nun haben sie einen Bischof, der den Irländern englisch, den Franzosen französisch und den vielen Deutschen der St. Josefskolonie und östlich von Saskatoon deutsch die Botschaft Gottes verkünden kann.

Hochgeehrt und hochbelohnt wurde durch diese Ernennung die Glaubenstreue unserer Rußlanddeutschen. Hochgeehrt und hochbelohnt wurde insbesondere die opfervolle, fruchtreiche Pionierarbeit der östlich von Regina seit Anfang des Jahrhunderts unter den Rußlanddeutschen arbeitenden deutschsprechenden Weltpriester. Hochgeehrt wurde jedoch ganz besonders die etwa dreißig Meilen östlich von Regina liegende Pfarrgemeinde Sedley, in der der neue Bischof geboren, getauft und zum Priester geweiht wurde.

Der neuernannte Bischof Franz Klein ist ein typischer Sohn rußlanddeutscher Eltern der westkanadischen Prärie. Vater und Mutter, Herr und Frau Eduard Klein, kamen im Jahre 1902 aus Elsaß, Rußland, nach Kanada. Sie siedelten sich im Sedley-Distrikt an, mitten im Anfangselend unserer Rußlanddeutschen Pioniere. Dort wurde ihnen am 6. August 1911 ihr nun bischöflicher Sohn Franz geboren. Der kleine Franz begann sein Erdendasein wie alle unsere rußlanddeutschen Kinder auf der Farm: In großer Einfachheit des Lebens und in früher Freude an Gott und Maria.

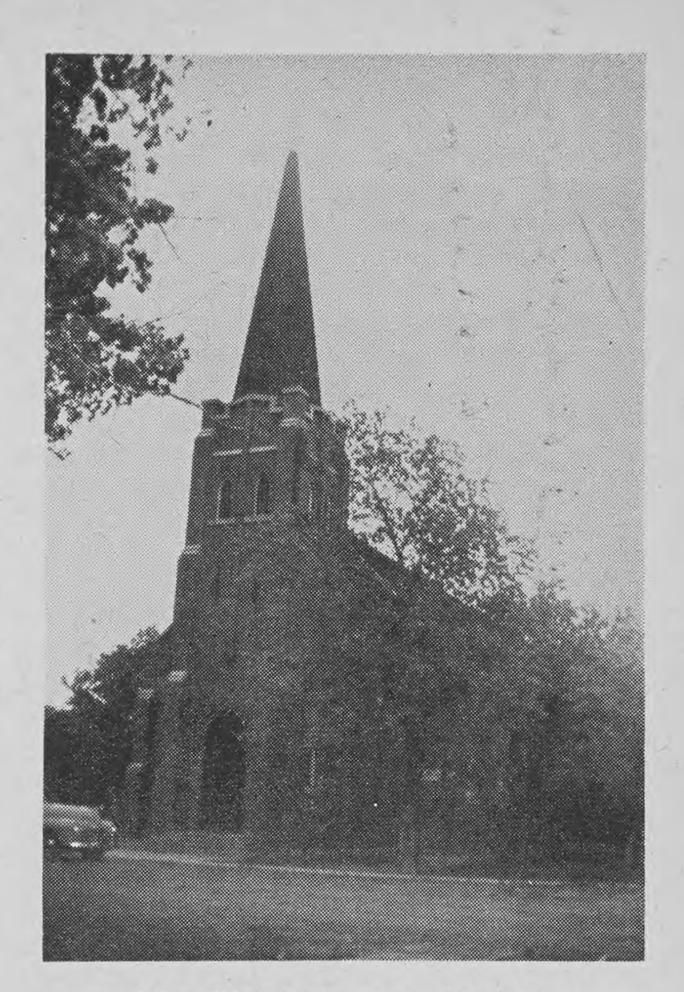
Seine ersten „Studien" machte der Farmerbub Franz in der Landschule zu Friedensthal bei Sedley. Später sandten ihn seine Eltern ins Städtchen Sedley, damit er dort die Schwesternschule besuchen könne. Auf daß ihr Sohn, falls es so Gottes Wille sein sollte, einmal „Pater" werde, beschlossen Vater und Mutter Klein, den Studenten Franz ins Klosterkolleg der Franziskaner von Edmonton zu schicken. Franz absolvierte dort sein Kollegstudium und begann gleich darauf den Philosophiekursus der Jesuitenpatres am Campionkolleg von Regina zu besuchen. Nachdem er sich entschlossen hatte Priester zu werden, trat er ins Edmontoner Priesterseminar ein, wo in jenen Tagen der heutige Erzbischof von Regina als Rektor wirkte. Als die Erzdiözese Regina im Jahre 1932 ihr eigenes Priesterseminar eröffnete, war der junge Theologe Franz Klein einer der ersten der dort einziehenden Seminaristen.

Am 2. September 1934 wurde Franz Klein vom jetzigen Cardinal McGuigan in der Pfarrkirche zu Sedley zum Priester geweiht. Gleich nach seiner Primiz begab er sich nach Quebec, um seine Studien fortzusetzen. Nach seiner Rückkehr (Juni 1935) übernahm er die Seelsorge der nordöstlich von Regina gelegenen Gemeinden Dysart, Cupar und Kronsberg. Im Sommer 1935 sandten seine Vorgesetzten ihn nach Qu'Apelle, wo er bis November 1936 als Assistentpriester arbeitete. Von Qu'Apelle versetzte ihn sein Erzbischof nach Mutrie, wo er neun Jahre verblieb. 1945 wurde ihm die Gemeinde Quinton mit den Missionen Raymore, Punnichy, Copeland und Serath anvertraut.

Dem neuernannten Bischof Franz Klein wurde

nicht nur die große Auszeichnung zuteil, als erster Westkanadier und als erster deutschsprechender Priester des Landes zum Bischoftum erhoben zu werden, er setzt nun auch die durch Revolution und Weltkriege unterbrochene Reihe der rußlanddeutschen Prälaten fort. Tief im Glauben und stark in seiner Anhänglichkeit an Kirche und Pfarrgemeinde ist unser rußlanddeutsches Volk. Sie hatten drüben in Rußland, in der seit Katharina II. von ihren Vorvätern bebauten alten Heimat, nicht nur stolze katholische Pfarrgemeinden, sie hatten auch ihr eigenes Priesterseminar und ihre eigenen Söhne auf dem Bischofsstuhl.

Bescheiden fingen sie hier in Kanada an, als sie vor vierzig und vor fünfzig Jahren ins Land kamen. Nichts hatten sie, nur ihr starkes Glauben und ihre zehn Finger. In kleinen Lehmhütten, bei trockenem Brot und schwerster Arbeit begannen sie sich ihre neue Zukunft zu bauen. War das Brot auch lange trocken, ihre Zähigkeit im Gottvertrauen und hinter dem von ihnen selbst und später von Ochsen gezogenen Pflug ließ nicht nach.



Die Pfarrkirche von Sedley



Die glücklichen Eltern des neuen Bischofs

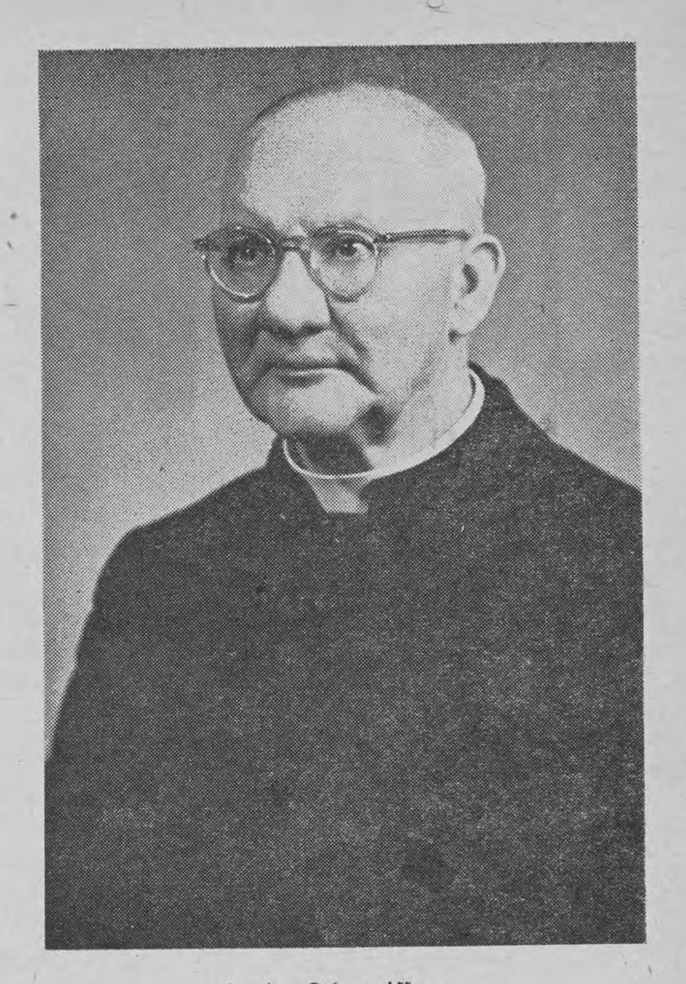
So wie man es von den Vätern gewohnt war, so tat man es auch hier, vor Gott und auf dem Felde. Und die Früchte ließen nicht auf sich warten Bald standen Kirchen und Pfarrhäuser; bald zogen aus den langsam sich aufbauenden Farmhäusern ihre Söhne in die Priesterschulen – und heute ist einer ihrer Nachkommen Bischof.

Vor nicht all zu langer Zeit sagte ein englischsprechender Priester während eines in Regina gehaltenen Festessens, das Rückgrad des Saskatchewaner Katholizismus seien die Rußlanddeutschen. Damit war ganz gewiß nicht zu viel betont. Aller modernen ungläubigen und leichtgläubigen Weltweisheit zum Trotz haben unsere Rußlanddeutschen große Familien erzogen (Bischof Klein selbst ist das älteste von dreizehn Kindern!), haben allen ihren Kindern große Reichtümer des Glaubens und der Ehrlichkeit und auch einen materiellen Anfang mit ins Leben gegeben. Vor Gott und der Welt sind ihre Nachkommen versorgt.

Die Rußlanddeutschen siedelten sich hier in Saskatchewan um Regina herum, in der Diözese Gravelburg, östlich von Saskatoon, im Nordosten der Diözese Prince Albert, und in der großen St. Josefskolonie der Diözese Saskatoon an. Die Seelsorgarbeit unter ihnen war besonders während der ersten Jahre des Jahrhunderts echteste Missionsarbeit. Vollster Hochachtung schauen wir Oblaten, denen die Priesterarbeit unter ihnen zum großen Teil anvertraut wurde, auf die deutschsprechenden Weltpriester der Erzdiözese Regina, die sich mit wahrstem Missionsgeist der Rußlanddeutschen der weiten Reginaprärie, auch der Heimatsgemeinde unseres neuen Bischofs, annahmen. Genau wie unsere ältesten Oblatenmissionare, so zogen auch sie über die weglose, schneebedeckte oder sonnendurchglühte Prärie von Farm zu Farm, hunderte von Meilen weit, um unseren Leuten Gottes Trost und Gottes Segen zu bringen. Namen wie Msgr. Janssen, wie die der Patres Theunissen, Schorr, Metzger, Sauner, Heinrich usw. werden unausgelöscht in der Kirchengeschichte des Westens bleiben. Ihr Werk sind die schönen großen Gemeinden der Regina-Qu'Apelle, – der Regina-Candel – und der Regina-Weyburnlinien. Daß Gott sich gerade aus den Reihen ihrer Rußlanddeutschen den neuen Bischof erwählte, zeugt ganz gewiß von einem ganz besonderen Segen, der auf dem Werk dieser echten Gottesmänner, der deutschsprechenden Pionierweltpriester der Erzdiözese Regina, ruht.

Unter den von den deutschsprechenden Weltpriestern Reginas betreuten Gemeinden steht ganz besonders Sedley hervor. Der heute in Weyburn als Pfarrer wirkende Mgr. Janssen arbeitete dort lange Jahre als Seelsorger. Eines der allerschönsten von ihm erbauten Werke ist ohne Zweifel die große Liebe für den Priester- und Ordensberuf, die Mgr. Janssen in die Herzen der Jugend von Sedley zu pflanzen verstand. Während seiner und seines ebenso eifrig für Gottesberufe arbeitenden Nachfolgers Pfarrer Theunissen's Zeit konnte die Gemeinde Sedley der Kirche bis heute einen Bischof, vier Weltpriester, neun Ordenspriester, einen Ordensbruder und fünfundzwanzig Schwestern geben. (Ein weiterer junger Sedley-Theologe studiert gegenwärtig bei den Jesuiten).

Das ist wahrlich eine reiche Ernte. Es wird nicht leicht eine andere Pfarrgemeinde hier im Westen zu finden sein, die sich damit messen könnte. Und das ist noch lange nicht das Ende. Der junge heute in Sedley wirkende Weltpriester G. Vogt (Sohn



H. H. Theunissen,
langjähriger Pfarrer von Sedley

rußlanddeutscher Eltern aus Vibank) gibt sich alle Mühe, die von Mgr. Janssen begonnene Gottesberuf-Tradition Sedleys fortzuführen.

Mit der Ernennung Bischofs Klein wurde uns allen nicht nur Ehre zuteil, wir wurden auch zu neuen Pflichten ermahnt. Wie ein Fingerzeig Gottes ist uns Sedley: Gott braucht Hilfskräfte. Er braucht Weltpriester, er braucht Ordenspriester, Ordensbrüder und Ordensschwestern. Er braucht sie in großen Scharen. Eltern: Betet und opfert ohne Unterlaß, damit Gott auch Eure Gemeinde und Eure Familie segne! Es ist für Gott – und es ist ganz nach den Traditionen Eurer gottestreuen, tiefkatholischen Vorväter. Priestersöhne, Töchter im Ordensgewand, müssen erbetet und eropfert werden. Diese Dinge sind schwer – schwer war aber auch das Kreuz Christi. Das Kreuz jedoch war und ist und muß bleiben das große Zeichen, unter dem wir

Schluß auf Seite 17

Die doppelte Lebensversicherung der Katholischen Kirche

P. J. Schneider, O.M.J.

Was war das? Endlich einmal auf dem Rundfunk eine Predigt aus dem andern Lager, die mich packte. Die in mir Begeisterung weckte! Sie war ein Hochgesang auf die Kirche Jesu Christi. Schilderte sie als göttliche Stiftung. Betonte ihre Unzerstörbarkeit und ewige Dauer. Die Beweise dafür entnahm der Redner gut und gefällig aus dem Evangelium. Kein Priester hätte es schöner und überzeugender darlegen können. Ich hätte Beifall klatschen mögen. Hätte er es auf der andern Seite (an seinem Sender) hören können, ich hätte ihm „Bravo" zugerufen.

Dennoch war ein sonderbarer Haken in der Geschichte. Die kirchliche Unfehlbarkeit und Irrtumslosigkeit in der Glaubens- und Sittenlehre wurde nicht erwähnt. Die Versicherung des Herrn „Ich werde bei euch sein alle Tage"... wurde auf Schutz gegen **äußere** Feinde beschränkt. Das starke Wort „Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen", wurde nicht auf die Heimtücke innerer Zersetzung ausgedehnt. Als gäbe es keine Bedrohung von innen heraus, die einer Gesellschaft oder einem lebendigen Organismus zum Verhängnis werden könnte. Welche Einseitigkeit und Weltfremdheit! Gerade mit dem muß doch irgend ein Gemeinwesen rechnen. Jedwede Gesellschaft, die auf eine Weltanschauung oder ein Gedankensystem sich stützt, muß eine solche Möglichkeit ins Auge fassen. Andernfalls treibt sie ein gefährliches und selbstmörderisches Spiel. Jeder Staat mag durch Aussaat falscher Ideen in seinem innersten Wesen erschüttert werden. Mag aus einem Wohlfahrtsinstitut zu einem totalitären Macht- und Vergewaltigungsinstrument für freiheitsliebende Bürger gemoldet werden. Sollte die Kirche Jesu Christi allein von dieser Gefahr ausgenommen sein? Beileibe nicht! Arme schwache Menschen sind ihre Glieder; ihre Hirten und Verwalter; die Verkünder ihrer Lehren. Sie können Christi Lehre verwässern und zerpflükken. Können göttliche Wahrheit in irdische Lehrmeinungen verdrehen, so daß am Ende von des Erlösers ursprünglichem Kirchenplan nichts mehr oder fast nichts mehr übrig bleibt. Das kann geschehen, und die Geschichte der letzten 1900 Jahre beweist es auf Schritt und Tritt.

Newman, vor 100 Jahren der angesehenste kirchliche Führer in England, hat leidenschaftlos die Anglikanische Gemeinschaft auf ihren apostolischen Wahrheitsgehalt untersucht. Er tat es mit ehrlichem Willen und ausgesprochenem Wohlwollen; denn in ihrem Schoß war er geboren und großgeworden. Er verglich ihre heutigen Lehren mit denen der Urkirche und fand sie weit, weit davon entfernt. Sie hat dem Englischen Volk, so schloß er, (in Ermangelung der wahren Kirche) unschätzbare Wohltaten erwiesen; „aber die Braut des Lammes ist sie **nicht**." Andererseits schien ihm die katholische Lehre zu extrem. Da gab es Dinge, die in den ersten Jahrhunderten nicht so stark in die Erscheinung traten, wie z.B. die Unbefleckte Empfängnis. Sollte die Wahrheit zwischen beiden in der Mitte liegen? So fragte er sich und versuchte die via media (einen Mittelweg). Aber bald sah er ein: es war ein verfehltes Unternehmen, und er wurde katholisch. „Wer vorurteilsfrei die Geschichte studiert", bekannte er einmal, „der kann nicht protestantisch bleiben."

Was von der Anglikanischen Kirche gilt, gilt mehr oder weniger von den heutigen Religionsverbrüderungen auf der nichtkatholischen Seite. Vor einiger Zeit fand eine Gerichtsverhandlung statt in Illinois. Ein größeres Vermögen sollte auf gewisse Erben übertragen werden, sofern sie „Christen" geblieben seien. Verschiedene Prediger wurden zu Rate gezogen, um herauszufinden, was den Charakter eines Christen ausmacht. Wie viel oder wie wenig einer glauben müsse, um noch Christ zu sein. Man konnte sich nicht darüber einigen. Traurige Tatsache! Und Beweis genug, daß der heutige Kirchenbegriff bei vielen nur noch eine Karikatur (Spottbild) der ursprünglichen Gründungsidee des

Gottessohnes ist. Und Er, die Ewige Weisheit, sollte eine solche Verzerrung nicht vorausgesehen und ihrer Verwirklichung nicht vorgebeugt haben?

Die Katholische Kirche hat von jeher die innere Aushöhlung durch falsche Propheten entschieden bekämpft. Die Briefe der Apostel warnen vor solch einer Gefahr. Die Kirchenväter der ersten Jahrhunderte haben für die Reinerhaltung der Lehre Verbannung und Schmach und Folter auf sich genommen. Die Inquisition ist mit herben Gerichtsverfolgungen und den schwersten Bestrafungen gegen die „Illuminati" (die Erleuchteten) eingeschritten. Sie alle glauben an die Möglichkeit der Verwirrung innerhalb der Kirche. An Irrlehren, die wie ein Krebsgeschwür ihr Leben bedrohen; wie Bakterien die Einheit der Geister und Herzen zerfressen oder wie Sprengstoff den Geheimnisvollen Leib Christi auseinander reißen. Sie sind nie davor zurückgeschreckt, die einschneidendsten Maßnahmen zu ergreifen, um die Gefahr der inneren Zersetzung zu bannen. So hat die Katholische Kirche wie ein gesunder Leib stets die faulen Säfte und zersetzenden Giftstoffe ausgeschieden oder hat sie isoliert und unschädlich gemacht. So hat sie die organische Einheit bewahrt, die Einheit, wie sie lebendigen Wesen eigen ist. Sie ist ja Christi Leib. Nicht zusammengehalten mit Schrauben und Nieten wie Holz- und Eisenkonstruktionen. Sie hat eine Seele, unvergänglich und unzerreißbar, die ihre Glieder in der Einheit des Geistes und der Herzen bewahrt, und das ist die eine, göttliche Wahrheit. Ihre Kinder gruppieren sich zusammen aus allen Nationen und Völkern und Sprachen. Aber im Glauben sind sie alle einig, erstaunlich einig.

In Dingen der Politik und Volkswirtschaft lassen die Katholiken der weiten Welt in ihrem Zusammengehen vieles zu wünschen übrig. Es gibt halt Sachen des Geschmacks, worüber man sich streiten kann. Selbst in innerkirchlichen Angelegenheiten mangelt es bisweilen an Einheitlichkeit und selbstloser Zusammenarbeit. Die Fastendisziplin und die Gebete einzelner Länder und Diozesen sind oft Muster des Eigenwillens und der Vorliebe für einheimische Dialekte. Als Soldat hat man das in Krieg und Garnison manchmal schwer empfunden. Die katholischen Männer in Uniform wurden immer wieder wie Kraut und Rüben durcheinander gewürfelt. So trafen sich Ost und West bei den Feldgottesdiensten und wenn es singen hieß, kam kaum jemals ein anständiges Kirchenlied zustande. Der Wortlaut derselben Gesänge war meist zu verschieden. So ähnlich wie es heute noch bei unseren Gebeten nach der stillen Messe der Fall ist. Darin seufzen die einen im Tale der „Tränen"; die andern im Tale der „Zähren". Den einen ist der Herrgott Zuflucht und „Kraft", den andern Zuflucht und „Stärke". Die einen rufen Sankt Michael an um „Schutz im Streit", die andern um „Verteidigung im Kampfe." Bei einen gibt es böse Geister, die „die Welt durchziehen", bei den andern „schleichen sie in der Welt umher." Die einen stürzen Satan und seinen Anhang in die „Hölle", die andern in den „Abgrund." Und all diese Bitten werden entweder Gott „dargebracht" oder werden vor Ihm „ ausgeschüttet!" „Kleinigkeiten" wirst du sagen. Ganz gewiß, und doch nicht selten peinlich störend. Solche Unterschiedlichkeiten und Gegensätzlichkeiten lassen sich gewiß vermeiden. Wie dem auch sei: in Sachen der Lehre und des Glaubens sind die Katholiken erstaunlich einig. So wie es der hl. Paulus will: Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater aller und in allem.

Es ist ein wahres Gotteswunder. Es ist die Frucht des hohenpriesterlichen Gebetes, das der Menschensohn nach der Abschiedsfeier im Abendmahlssaal mit bebendem Herzen gesprochen. „Vater, laß sie eins sein, wie Du und Ich eins sind; sie in mir und Ich in ihnen." Es ist die Erfüllung Seiner trostreichen Verheißung: Ich werde bei euch sein alle Tage bis zum Ende der Welt." In diesen letzten Worten besonders hat die Kirche die doppelte Lebensversicherung, deren sie zu ihrem ununterbrochenen Fortbestand bedarf:

Die Sicherheit gegen alle Feinde von außen und die Garantie gegen Zerstörung von innen heraus.

* * *

Das Schwerste kannst du sagen schlimmsten Falles,
Wenn's nur von Herzen und zu Herzen geht.
Der echten Liebenswürdigkeit steht alles,
Wie echter Schönheit alles steht. — **Frida Schanz**

Ostern

„Monatsblätter der Oblaten"

Ob er wohl noch lebt, der alte Iwan aus Wjasma, mein guter, treuer Freund aus dem weiten Rußland? Vielleicht haben die Bloschewisten ihn nach Sibirien verbannt, weil er den Deutschen gut gesinnt war . . . oder auch deshalb, weil Christus immer mehr galt als Stalin. Nicht weit von der Kathedrale in einer schmutzigen Nebenstraße stand sein Häuschen. Es war schon sehr baufällig und mußte an zwei Ecken durch ein paar kräftige Pfähle gestützt werden. Durch die offenstehende Tür eines kleinen Anbaues muhte „Karowa" – die abgemagerte Stalin-Kuh. Auf der Suche nach einer Waschfrau kam ich zu Iwans Wohnung.

Sie bestand aus einem einzigen schwarzgeräucherten Raum. An der Wand stand ein Tisch, davor eine Bank und ein wackliger Stuhl. In der einen Ecke sah man eine alte Kiste, welche die paar Habseligkeiten barg. Ein Bett brauchen die einfachen Leute in Rußland nicht. Zum Schlafen legt man sich auf den großen Ofen. Das ist zumal im Winter sehr praktisch. Iwan saß neben dem Ofen auf einem Schemel und rauchte still seinen Machorka. Ich wünschte ihm einen freundlichen guten Tag und setzte mich zu ihm. Wie alt mochte er sein? Auf Grund seines grauen Bartes schätzte ich ihn auf sechzig. Ich fragte ihn nach seiner Frau. Die sei schon tot. Ob er Kinder hätte? Ja, fünf, aber die seien schon alle groß, er wohne jetzt für sich allein. Wir sprachen noch über dieses und jenes, über den kalten Winter und den Krieg. Da meinte er: „Stalin nix gutt und Hitler nix gutt. Warum Krieg? In Krieg Mann kaputt und Frau viel weinen. Aber weinen nix gutt, von weinen Herz kaputt." – Allmählich hatten sich meine Augen an die dämmerige Stube gewöhnt. Da sah ich in der Ecke ein schönes, uraltes Ikon, ein Muttergottesbild, hängen. Davor brannte ein Petroleumlämpchen. Ich betrachtete es genauer. Mit großen warmen Augen schaute die Gottesmutter mich an. Etwas ängstlich schmiegte sich das Jesuskind in ihre Arme. Ich sagte dem Russen, daß auch ich die Matka boska, die Gottesmutter liebhätte und zu ihr beten würde. Da schüttelte er ungläubig den Kopf: „Njät – das glaube ich nicht." – „Die Deutschen sind doch alle Protestanten oder haben keinen Glauben." Ich versuchte ihm klar zumachen, daß es auch in Deutschland viel Katholiken gäbe, die die Gottesmutter wirklich eifrig verehren, und daß wir dort auch sehr schöne Marienlieder und -bilder und -kirchen hätten. Aber er wollte es nicht glauben. Da knöpfte ich meinen Uniformrock auf, zeigte ihm eine Muttergottes-Medaille, die ich um den Hals trug. Wie da die grauen Augen des alten Russen leuchteten! – „Krasiwuiniki – das ist

* * *

Karfreitag

Welch ein Geheimnis wunderbar
Stellt sich an diesem Tage dar,
Da Gottes Sohn, Herr Jesus Christ,
Den blut'gen Tod gestorben ist. —

Der Todesmale roter Schein
Drückt dem heil'gen Tuch sich ein,
Worin nach jenem Siegestag
Der but'ge Leib des Heilands lag. —

Sie künden, daß der Tod besiegt
Und Höll' und Welt zu Boden liegt;
Sie sind Trophä'n und tuen dar,
Daß unbesiegt der Feldherr war. —

Der Schöpfer unseres Heiles hat
Erworben uns die hohe Gnad',
Daß jeder gegen Satans List
Mit dieser Fahne sicher ist.

Drum laßt uns, tot für die Vergeh'n,
Zum wahren Leben aufersteh'n;
Denn Himmelsherrlichkeit erwirbt,
Wer gern am Kreuz mit Christus stirbt.

aber schön!" Langsam steht er von seinem Schemel auf, faltet fromm die Hände und macht vor der Medaille der Gottesmutter drei tiefe Verbeugungen. Dann knöpft er sein schmutziges Hemd auf. Ein großes Kreuz hatte er sich auf der Brust eintätowieren lassen. „Das Kreuz haben mir die Bolschwicken nicht rauben können." In dieser Stunde wurden Iwan, der alte russische Bauer, und der junge deutsche Priestersoldat gute Freunde. Mit einem Glas Wotka wurde unsere Freundschaft besiegelt. Als ich fortging, fragte ich, ob ich in fünf Tagen – an Ostern – wiederkommen dürfe, um bei ihm das heilige Meßopfer zu feiern. Mir war gerade aus der Heimat ein kleiner Meßkoffer geschickt worden. Iwan sagtet freudig zu, nur möchte er dann auch gern seine Freunde einladen, was ich ihm selbstverständlich gestattete.

Alleluja!

Alleluja! Leid und Sorgen
Lösen sich im Ostermorgen
Reiner Seelen! Osterfriede
Bringt das ärmste Herz zur Blüte!
Alleluja, freuet euch!
Neu erstrahlt uns Christi Reich!
Freuet euch!

Alleluja! Osterfreude
Füllt die Himmel, Land und Leute,
Wirket, daß in treuen Herzen
Nie verglühn die Osterkerzen!
Alleluja! freuet euch!
Ostersieg macht Armut reich!
Freuet euch!

Alleluja! Osterglocken
Künden Freude mit Frohlocken!
Neuem Leben, neuem Hoffen
Stehen Himmelstüren offen.
Glanzumhüllt weht glorienreich
Christi Fahne! Freuet euch!
Freuet euch!

Heinrich Weigel.

* * *

Ostern 1942 waren sonnendurchflutete Tage in dem oft so trüben Rußland. Unsere Einheit lag in Ruhe. Ich fragte morgens den Kompaniechef, ob ich zum Wehrmachtsgottesdienst gehen dürfe. Wie es nicht anders zu erwarten war, lehnte der ungläubige Arzt aus Königsberg es mit dem Bemerken ab, daß zu jener Zeit ein Fußballspiel wäre, bei dem ich mitspielen müsse. An diesem Ostermorgen brachte mich die Absage des Kompaniechefs nicht allzusehr aus der Fassung. Sollte ich doch heute noch das Glück haben, in den Abendstunden selber das heilige Opfer zu feiern. – Gegen sechs Uhr abends ging ich mir einen guten Kameraden als Meßdiener zu Iwans Wohnung. Der Raum war dicht gedrängt voller Menschen, Frauen und Männer, alte Leute und Kinder. Sogar der russische Pope war mit seiner Frau und seinen drei Kindern erschienen. Ich begrüßte alle mit dem frohem Ostergruß der Russen: „Christos wos krest – Christus ist auferstanden." Wie aus einem Munde kam der Gegengruß: „Da, da, wos krest – Ja, er ist wahrhaft auferstanden." Dann kam der Pope in langem Bart auf mich zu, umarmte mich und drückte mir den Friedenskuß auf die Wange. Wie hatten die Russen den sonst so unfreundlichen Raum so festlich hergerichtet! An den Wänden hingen grüne Zweige und gelbe Blumen. In der Ecke vor dem Muttergottes-Ikon brannten an die dreißig dünne Kerzen. Auf dem Fußboden lag ein buntgewirkter Teppich. Über den rauhen Tisch war ein weißes Tuch gebreitet. Auf diesem Tisch sollte das heilige Opfer gefeiert werden. Ich stellte das Altarkreuz und die Kerzen auf, bereitete den Kelch, stellte das kleine Meßbuch und die Meßkännchen zurecht und legte die liturgischen Gewänder an. Ein Russenmädchen flüsterte seiner Mutter zu: „O krasiwuiniki – ist das schön!"

Die heilige Messe beginnt im Zeichen des Kreuzes. Alle Russen machten ein großes Kreuzzeichen. Die Nächsten standen so nah beim Altar, daß ich sie fast mit meinen Händen berührte, wenn ich die Arme ausbreitete. Kyrie eleison, Christe eleison, Kyrie eleison. Und am Ende der Oration, bei den Worten: durch denselben Jesus Christus unseren Herrn, machten alle mit mir eine tiefe Vernei-

gung vor dem Kreuz auf dem Altar. Wie froh stimmten alle in das Alleluja ein! Tief gebeugt knieten sie bei der Wandlung in Anbetung vor dem verborgenen Gott und Heiland. In meinem Priesterleben habe ich schon durch viele Jahre hindurch das heilige Opfer feiern dürfen, oft sogar in prachtvollen Kirchen. Aber nur selten hat mich dabei eine solche Innigkeit und Glut durchflutet wie an jenem Osterabend in jener armseligen Russenwohnung inmitten dieser schlichten, kindlich frommen Leute.

Die meisten Russen sind arm, sehr arm an irdischen Gütern, und doch sind sie so reich an Zufriedenheit und Genügsamkeit, an kindlicher Demut und frommem Gemüt, an Leidensfähigkeit und und Geduld. Sie kennen noch nichts von der Hast und Hetze, von der Überheblichkeit und Blasiertheit des Westeuropäers. Leider vergiftet die teuflische Lehre des Bolschewismus immer mehr die Herzen, zumal der Jugend. Aber wir hoffen, daß die Schlangenzertreterin auch über den roten Antichristen den Sieg erringen wird. Und wir wollen darum beten, daß einmal in allen russischen Kirchen, auch in jenen, aus denen die Bolschewisten einen Getreidespeicher oder ein Holzlager oder einen Theatersaal gemacht haben, der Diakon bei der russischen Liturgie an einem frohen Ostermorgen es den Gläubigen wird zurufen können:

„Alleluja, Brüder, laßt uns froh sein! Ostern ist heute, Tag der Auferstehung unseres Herrn!

Lasset uns licht werden und einander umarmen,

lasset uns Brüder sagen auch zu denen, die uns hassen,

lasset uns allen alles verzeihen wegen der Auferstehung unseres Herrn!"

Ob in deiner rauchgeschwärzten Stube vor dem Muttergottesbild noch das Petroleumlämpchen brennt, Väterchen Iwan, du alter treuer Freund mit den rauhen Händen und dem kindlichen Gemüt? Ich will es hoffen. Nur zu gern möchte ich manchmal wieder neben dir auf der ungehobelten Bank hocken und ein Pfeifchen Machorka rauchen.

Über die Grenze schicke ich dir und all den stillen Duldern in dem weiten Rußland den frohen Ostergruß:

Christos wos krest.

Der neue Bischof

Schluß von Seite 12

uns mühen, unter dem wir leidend mitwirken mit Christus unserem Herrn, dem allein alle Ehre sei und unser ganzes Leben.

Rom hat uns einen deutschsprechenden Bischof gegeben. Es hat Gott und es hat der Heilige Vater nicht nur an uns gedacht, als diese Wahl getroffen wurde. Kanada hat heute neuer Einwanderung weit seine Tore geöffnet. Große Scharen deutschsprechender Katholiken kommen jeden Monat ins Land: Es muß unbedingt für ihre Seele gesorgt werden! Die Frage der deutschsprechenden katholischen Einwanderer wird mit jedem Tage brennender. Während die Nichtkatholiken alles daran setzen, ihren Neuankömmlingen zu helfen, laufen in unseren Städten hunderte von frischangekommenen Katholiken wie Schafe ohne Hirten herum. Wir können und wir dürfen nicht einfach sagen: Laßt die Ortspfarrer nach ihnen schauen! Diese Leute brauchen deutschsprechende Seelsorger, deutschsprechende Katholiken, die ihnen helfen.

Hervorstehende Arbeit in der Einwandererfürsorge leistet die unter Pater Peter Riffel O.M.J. stehende St. Familiengemeinde von Vancouver. Großes leistet auch der unter Pater N. Feist O.M.J. stehende Frauenverein der St. Mariengemeinde von Regina. Die Liebestätigkeit dieser Art muß unbedingt in jede unserer Gemeinden eingeführt werden.

Wir wissen nur zu genau, daß noch viel mehr als nur diese Lokalarbeit für unsere katholischen Neukanadier deutscher Sprache geleistet werden muß. Wir sind an der Arbeit, und werden hoffentlich bald von Erfolgen berichten können.

Bescheiden legt der Marienbote im Namen aller deutschsprechenden Katholiken der Diözese Saskatoon seine Verehrung dem neuen Diözesanoberhaupt zu Füßen. Wolle Gott uns unseren neuen Bischof segnen!

* * *

**Leichter ist's im Unglück nie verzagen,
Als bescheiden großes Glück ertragen.**

Vom Schwaben der das Leberlein gefressen

von Martin Montanus

Als unser lieber Herrgott noch auf Erden gewandelt ist von einer Stadt zur andern, das Evangelium gepredigt und viel Zeichen und Wunder getan hat, da ist auch einmal, wie die Sage geht, ein biederer Schwab zu ihm gekommen und hat ihn gefragt: „Mein guter Gesell, was treibst du?" Unser Herrgott hat ihm geantwortet: „Ich ziehe umher und mache die Leute selig." Sagt da der Schwab: „Lieber Gesell, willst Du mich mit Dir lassen?" – „Ja", sagt unser Herrgott drauf, „gern, wenn du fromm sein willst und fleißig beten!" – „Das will ich allzeit tun!" versprach ihm der Schwab.

Nun, als sie so miteinander gingen, kamen sie auch einstmals zwischen zwei Dörfer, darinnen man läutete. Der Schwab der immer gern schwätzte, fragte unsern Herrgott: „Mein lieber Gesell, was läutet man da?" Unser Herrgott aber, der ja alle Dinge weiß, antwortete: „In dem einen Dorf läutet man zu einer Hochzeit und in dem anderen zu einem Toten." – „Geh du zu dem Toten", sprach der Schwab, „so will ich zur Hochzeit gehen!"

Unser Herrgott ging in das Dorf zu dem Toten, erweckte ihn wieder zum Leben, und man schenkte ihm voll Dankes hundert Gulden. Der Schwab aber machte sich auf der Hochzeit geschäftig mit Einschenken einen um den andern und vergoß viel Schweiß, und als die Hochzeit ein Ende hatte, so gab man ihm einen Kreuzer zum Lohn. Der Schwab war des wohl zufrieden und machte sich wieder auf den Weg zu unserem Herrgott. Und als er ihn nur von weitem sah, hob er schon sein Kreuzerlein in die Höhe und schrie: „Schau, mein lieber Gesell! Ich habe Geld – was hast du?" Unser Herrgott lächelte, als er ihn so mit einem armseligen Kreuzer prahlen sah, und sagte:

„Ach, ich hab wohl mehr als du." Dann tat er das Geldsäcklein auf und ließ den Schwaben die hundert Gulden sehen. Der Schwab aber, nicht faul, warf sein Kreuzerlein unter die hundert Gulden und sagte: „Alles in einen Beutel! Wir wollen alles gemein miteinander haben!" Unser Herrgott ließ es gut sein. Als sie nun weiter wanderten, begab es sich eines Tages, daß sie zu einer Herde Schafe kamen. Da sagte unser Herrgott zu dem Schwaben: „Geh, mein Lieber, zu dem Hirten, er soll uns ein Lämmlein geben, und dann koche uns das Gekrös und Geschlinge zum Essen!" – „Ja", sagte der Schwab, ging, wie ihm geheißen, zum Hirten, und der gab ihm ein Lämmlein. Dann nachdem er es geschlachtet, zog er es ab und bereitete das Geweide zum Essen. Und wie nun das Essen siedete, kam das Leberlein stets nach oben. Der Schwabe wollte es mit seinem Löffel nach unten drücken, aber immer schwamm es empor. Das verdroß endlich den Schwaben, und er nahm sein Messer, holte das Leberlein aus dem Topf, zerschnitt und aß es. Und als das Essen auf den Tisch kam, da fragte unser Herrgott, wo denn das Leberlein hingekommen wäre. Der Schwab gab rasch zur Antwort: „Das Leberlein? – es hat keines gehabt!„ „Ei!" sagte da unser Herrgott, „wie hätte das Lämmlein wohl leben mögen, wenn es keines gehabt hätte?„ – „Und es hat bei Gott und allen Heiligen keins gehabt!" – Was sollte unser Herrgott tun? Wollte er haben, daß der Schwab stille schwieg, so mußte er's zufrieden sein.

Wenig später nun, als sie wiederum miteinander auf den Straßen zogen, hörten sie abermals Geläut aus zwei Dörfern. Der Schwab fragte: „Was läutet man da?" – „In dem einen Dorf zu einem Toten und in dem andern zur Hochzeit." Da sagte der Schwab: „Geh du zur Hochzeit, so will ich zu dem Toten gehen." Denn er vermeinte nichts anders, als auch hundert Gulden zu verdienen, und fragte: „Wie hast du es angefangen, da du den Toten zum Leben erweckt hast?" – Da antwortete ihm unser Herrgott: „Ich sagte zu ihm: Steh auf im Namen des Vaters, und des Sohnes und des Heiligen Geistes! Da stand er auf."

„Ist gut, ist gut", sagte der Schwab, „nun weiß ich, was ich zu tun habe." So zog er dahin und kam zu dem Dorf, aus dem man ihm schon den Toten entgegentrug. Und als der Schwab des Trauerzuges ansichtig wurde, da rief er mit heller Stimme: „Halt da! Halt! Ich will euch den Toten wieder lebendig machen!

Und wenn ich es nicht vermag, ei, so henket mich ohne Gericht und Urteil!" Die guten Leute waren froh, verhießen ihm hundert Gulden als Dank und setzten den Sarg, darinnen der Tote lag, nieder. Sie hoben den Deckel ab und der Schwab sagte mit lauter Stimme: „Steh auf im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes!" Der Tote rührte sich nicht. Dem Schwaben ward angst und bange. Er sprach seinen Segen zum zweiten und zum dritten Male, aber es war vergeblich. Endlich geriet er in Zorn und rief aus: „Ei, so bleib in tausend Teufels Namen liegen!" Da sahen die Leute, daß sie von dem Schwaben angeführt waren. Sie ließen den Sarg mit dem Toten stehen und eilten zum Galgen, warfen die Leiter an und wollten so den armen Sünder hängen.

Unser Herrgott war indessen fein gemach herbeigekommen, denn er wußte wohl, wie es dem Schwaben gehen würde. Nun wollte er sehen, wie der sich stellen würde, kam also zum Galgen und sprach: „O guter Gesell, was hast du getan? In welcher Gestalt muß ich dich da sehen?" Kaum hatte er dieses gesagt, da begann der Schwabe zu schelten und sagte, er hätte ihn nicht das Rechte gelehrt. „O ja, ich habe dich recht gelehrt, aber du hast nicht recht getan! Dem sei nun wie ihm wolle: willst du mir sagen wo das Leberlein hingekommen ist, so will ich dir helfen!" – „Ach", sagte der Schwab, „es hat wirklich keins gehabt! Was quälst du mich?" – „Ei, willst du es wirklich nicht sagen? Sag's, so will ich den Toten lebendig machen und dir vom Galgen herabhelfen!" Da begann der Schwab wie wild zu toben: „Henket mich nur, henket mich! So komm ich der Marter mit deinen Fragen ab! Der will mich ärgern mit dem Leberlein und hört doch wohl, daß es keins gehabt hat! Henket mich nur flugs, ihr Leute!" Wie das der Herrgott hörte, daß er sich eher wollte henken lassen als die Wahrheit bekennen, da befahl er, ihn vom Galgen herabzulassen und machte den Toten in seiner Allmacht lebendig.

Dann zogen sie fort. Unser Herrgott sagte zum Schwaben: „Komm her, wir wollen miteinander das gewonnene Geld teilen. Denn wenn ich dich allerwegen sollte vom Galgen holen, so würde es mir wohl zu viel werden."

Er nahm also die zweihundert Gulden und teilte sie in drei Teile. Als der Schwab das sah, verwunderte er sich und sagte: „Ei, Lieber, warum machst du drei Teile? Wir sind doch unser Zwei!" – „Ja", antwortete da unser lieber Herrgott, „der eine Teil ist mein, der andere dein und der dritte ist dessen, der das Leberlein gefressen hat." Da aber fuhr es dem Schwaben heraus: „So hab ich's denn bei Gott und allen Heiligen gefressen!"

So wollte sich also der Schwab eher henken lassen, als der Lüge entsagen; nun aber, da er das Geld sah, zwang Habgier ihm die Wahrheit heraus.

* * *

Das Grab ist leer, der Held erwacht,
Der Heiland ist erstanden!
Da sieht man seiner Gottheit Macht;
Sie macht den Tod zu Schanden.
Ihm kann kein Siegel, Grab noch Stein,
Kein Felsen widerstehen
Schließt ihn der Unglaub' selber ein,
Er wird ihn siegreich sehen.
Alleluja! Alleluja!

* * *

O Menschen, Menschen, faßt das Leben schnell!
Laßt keiner Stunde Zeigerschlag vorüber,
Wo ihr nicht sagt: der Augenblick war mein,
Ich habe seine Freuden ausgekostet,
Kein Tröpfchen Balsam ließ ich in dem Kelch.
Die Zeit ist schnell, noch schneller ist das Schicksal.
Wer feig des einen Tages Glück versäumt;
Er holt's nicht ein, und wenn ihn Blitze trügen.

Körner

* * *

Suchst du das Höchste, das Größte?
Die Pflanze kann es dich lehren;
Was sie willenlos ist, sei du es wollend —
das ist's!

Schiller

Eine grosse Schlesierin unserer Zeit

Zum 60. Geburtstage von Edith Stein

von Hans Liebrecht

Einer jeden Zeit schenkt Gott eine Anzahl von großen Menschen, die der Mit- und Nachwelt durch ihr Dasein und Wirken Wesentliches zu sagen haben. Zu ihnen gehört zweifellos die Juden-Konvertitin Edith Stein. Als Philosophin gehört diese außergewöhnliche Frau in die Reihe der Dilthey, Scheler, Spranger, Litt und Jaspers. Als Christin und Ordensfrau war sie „eine Heilige von einer unsagbaren selbstlosen Schlichtheit und darum echter christlicher Vollkommenheit" (P. Damasus Zähringer).

Ihrem Volke blieb sie trotz ihrer Konversion nicht nur zeitlebens innig verbunden, sondern sie hat auch ihr Leben für dasselbe zum Opfer gebracht. Es mag sein, daß sie ihm aus Unkenntnis von Tatsachen zuviel entschuldigte. In der Tat vertrug sie es schwer, wenn Nachteiliges über die Juden gesagt wurde. Sie meinte dann wohl, es wäre alles Verleumdung und fügte hinzu: „Geradeso wie man den Jesuiten alles Mögliche andichtet, so ist das auch bei den Juden der Fall." Wir wollen die Stichhaltigkeit dieser Behauptung hier nicht nachprüfen, sondern am Beispiel Edith Steins zeigen, daß das Judentum auch in unserer Zeit wahrhaft verehrungswürdige Menschen hervorgebracht hat. Im übrigen gilt das schöne Wort dieser großen Seele für die Angehörigen aller Völker und Nationen:

Laßt uns nicht richten, daß wir nicht gerichtet werden!
Uns alle trügt der Dinge äußerer Schein.
Wir sehen Rätselbilder hier auf Erden,
Der Schöpfer einzig kennt das wahre Sein.

Jugend und Bildungsgang

Edith war das jüngste von den sieben Kindern des Breslauer Holzhändlers Siegfried Stein und wurde am 12. Oktober 1891 geboren. Das Geschäft florierte nicht besonders, als der Vater im Sommer 1893 plötzlich dahin gerafft wurde. Es war eine schwere Aufgabe für Frau Auguste, nun neben den Pflichten als Mutter und Hausfrau noch die Führung des Geschäftes zu übernehmen. Sie war jedoch eine starke gottesfürchtige Frau und es gelang ihr nicht nur, den Holzhandel bedeutend zu erweitern, sondern auch ihren Kindern eine gute Erziehung zu geben. Das ganze Hauswesen trug biblischen Charakter, von dem Schnitzwerk an den Möbeln bis zum hebräisch gesprochenen Tischgebet. Frau Stein flößte ihren Kindern einen tiefen Abscheu vor der Sünde ein und ging ihnen mit dem besten Beispiel voran. Vor allem hatte sie eine mildtätige Hand. So gab sie unbemittelten Handwerkern das Geld für das verkaufte Holz wieder zurück, und erwarb, zu Wohlstand gekommen, ganze Waldbestände, um den Armen im Winter Brennholz zu schenken.

Edith absolvierte das Breslauer Mädchengymnasium mit glänzendem Erfolge. Bei der Entlassungsfeier apostrophierte sie der Direktor mit dem Worte: „Schlag den Stein, und Weisheit kommt heraus!" Eine Mitschülerin rühmte von ihr, daß sie durch ihr Wissen und Können die andern überrage. „Sie war sehr fleißig, ohne eine ehrgeizige Streberin zu sein. Schon damals besaß sie eine große Bescheidenheit, was sonst nicht gerade die hervorstechende Eigenschaft der Juden ist." „Neben der Schule nahm sie", berichtet ihre Schwester Erna, „an allen geselligen Unterhaltungen regen Anteil, war nie eine Spielverderberin. Man konnte ihr alle Sorgen und alle Geheimnisse anvertrauen, sie war immer bereit zu raten und zu helfen, und alles war bei ihr gut aufgehoben."

Nur ungern ließ Frau Stein ihre kluge Jüngste Philosophie studieren, denn sie fürchtete, daß sie ihr in religiöser Hinsicht völlig entgleiten würde. Wirklich zeigte Edith damals für die Religion der Juden ebenso wenig Interesse wie für ein anderes Glaubensbekenntnis. Sie selbst gestand später, bis zu ihrem 21. Lebensjahr Atheistin und radikale Frauenrechtlerin gewesen zu sein.

So besuchte sie denn seit 1911 das Philosophische

Seminar an der Universität ihrer Vaterstadt und ging zwei Jahre später nach Göttingen. Zu diesem Entschluß war sie durch das Studium von Edmund Husserls „Logische Untersuchungen" gekommen. Der Begründer der Phänomenologie lehrte damals in Göttingen, und Edith Stein war sofort für ihn eingenommen. Sie hörte jedoch dort nicht nur Philosophie, sondern auch Geschichte und Germanistik.

In Göttingen kam sie erstmals mit der ihr bis dahin unbekannt gebliebenen Welt des Katholizismus in Berührung. Es war ein Ereignis für die kleine Universitätsstadt, als Max Scheler hier über das Wesen des Heiligen und über andere religiöse Fragen sprach. Edith wurde tief davon beeindruckt. Die Schranken der rationalistischen Vorurteile, in denen sie aufgewachsen war, fielen. Fast ohne es zu merken, wurde sie dadurch umgebildet, aber zum Glauben kam sie damals noch nicht.

Als der Weltkrieg ausbrach, drängte sie ihre Vaterlandsliebe zur Unterbrechung des Studiums, um sich als freiwillige Rote-Kreuz-Helferin zu melden. Nachdem sie hierfür ausgebildet war, diente sie mit hingebender Liebe in der Seuchenabteilung des Kriegslazarettes in Mährisch-Weißkirchen.

Als Husserl 1916 als ordentlicher Professor an die Universität Freiburg i. Br. kam, berief er Edith, seine beste Schülerin, die ihm summa cum laude promoviert hatte, zu seiner Privatassistentin.

Bevor Edith Stein jedoch nach Freiburg ging, hatte sie ein tiefgreifendes Erlebnis. Die Gattin des Göttinger Philosophen Adolf Reinach, der im Kriege gefallen war, hatte sie nämlich gebeten, den Nachlaß ihres Mannes zu ordnen. Dieses Ehepaar, das vom Judentum zum evangelischen Christentum übergetreten war, hatte ein selten einträchtiges Leben geführt, und Edith fürchtete nun, einer verzweifelten Witwe entgegentreten zu müssen. Statt dessen fand sie Frau Reinach in ruhiger Gottergebenheit. In der letzten Zeit ihres Klosterlebens gestand Edith gelegentlich: „Es war dies meine erste Begegnung mit dem Kreuz und der göttlichen Kraft, die es seinen Trägern mitteilt. Ich sah zum erstenmal die aus dem Erlöserleiden Christi geborene Kirche in ihrem Sieg über den Stachel des Todes handgreiflich vor mir. Es war der Augenblick, in dem mein Unglaube zusammenbrach, das Judentum verblaßte und Christus aufstrahlte: Christus im Geheimnis des Kreuzes."

Assistentin Husserls

Mit staunenswerter Leichtigkeit gelang es Edith Stein, die zahllosen stenographischen Manuskripte ihres Meisters Husserl zu ordnen und zu einem systematischen Werke zusammenzufügen. Daneben fand sie noch Zeit und Kraft zu eigenen philosophischen Ausarbeitungen. Ihr scharfer Verstand durchdrang die Phänomenologie und konnte deren schwierige Probleme aufs klarste zur Darstellung bringen. So entstanden ihre „Beiträge zur philosophischen Begründung der Philosophie und der Geisteswissenschaft." Um den Freiburger Studenten den Zugang zur Gedankenwelt Husserls zu erleichtern, gab sie ihnen Einführungskurse zu dessen Vorlesungen.

Die Ferien verbrachte Edith meistens in Breslau. Für die wachsende Zahl ihrer Neffen und Nichten war es eine besondere Freude, wenn Tante Edith heimkam. Mit niemanden spielte sie so gern, niemand konnte spannender erzählen und besser bei der gestrengen Großmama vermitteln als sie. Als sie sich einmal im Zimmer eines kleinen Neffen, der krank zu Bette lag, mit schriftlicher Arbeit beschäftigte und dessen Mutter kam, um nach ihrem Liebling zu sehen, sagte dieser unvermittelt: „Mutter und Wärterinnen habe ich nicht nötig. Mit Tante Edith habe ich genug."

„Das ist die Wahrheit"

Den entscheidenden Anstoß zur Konversion erhielt Edith im Sommer 1921 im Hause der ihr engbefreundeten kongenialen Husserl-Schülerin Hedwig Conrad-Martius in Bergzabern. Das Ehepaar bewirtschaftete hier ein Obstgut. Es diente Edith zu willkommener Entspannung, tagsüber bei den Erntearbeiten zu helfen. Eines Tages, da beide Ehegatten auswärts zu tun hatten, führte Frau Hedwig ihre Freundin vor den Bücherschrank und forderte sie auf, sich eine Lektüre zu wählen. „Ich griff hinein aufs Geratewohl", erzählte Edith später, „und holte ein umfangreiches Buch hervor. Es trug den Titel „Leben der Heiligen Theresia von Avila", von ihr selbst geschrieben. Ich begann zu lesen, war sofort gefangen und hörte nicht mehr auf bis zum Ende. Als ich das Buch schloß, sagte ich mir: Das ist die Wahrheit." Indes dämmerte der Morgen, und Edith merkte es kaum. Sie kaufte sich nun einen katholischen Katechismus und ein Meßbuch. Nachdem sie beides durchstudiert hatte, ging sie zum erstenmal zu einer katholischen Meßfeier. In der Pfarrkirche Bergzabern stand der Geistliche Rat Breitlin, ein ehrwürdiger Priestergreis, am Altare. Mit größter Anteilnahme folgte die Erleuchtete der heiligen Handlung. Hernach folgte sie dem Priester ins Pfarrhaus und, so berichtet sie uns selbst, „bat ihn kurzerhand um die heilige Taufe. Mit verwunder-

tem Blick antwortete er, daß der Aufnahme in die heilige Kirche ein Vorbereitung vorangehen müsse. „Wie lange haben Sie schon Unterricht und wer erteilt denselben?" „Als Antwort konnte ich nur erwidern: Bitte, Hochwürden, prüfen Sie mich." Und diese Prüfung, die sich auf die ganze Lehre der katholischen Kirche erstreckte, fiel so aus, daß der gute Pfarrer der Bittenden das Taufwasser nicht versagen konnte. Nach glücklich im Gebete durchwachter Silvesternacht wurde sie am Neujahrstag 1922 auf den Namen der hl. Theresia getauft. Ihre Freundin Conrad-Martius war Patin. Noch am selben Tage empfing sie den Heiland in der hl. Kommunion, welche Gnade ihr von nun an täglich zuteil werden sollte.

„Mutter, ich bin katholisch"

Herzergreifend ist es, wie die Bekehrte die vollzogene Wandlung ihrer leiblichen Mutter offenbarte und wie diese sie aufnahm. Heimgeeilt, warf sie sich vor ihr auf die Knie und sagte ihr, Aug in Auge schauend, sanft und doch fest: „Mutter, ich bin katholisch." Dieses Bekenntnis löste einen unsagbaren Schmerz im Mutterherzen aus, doch nicht den befürchteten Zornesausbruch. Die gottesfürchtige Mutter spürte wohl das Heilige, das unbegreiflicherweise von ihrer Tochter ausging, und diese sah zum erstenmal in ihrem Leben die Mutter weinen. Da flossen auch ihre Tränen. Beide erkannten in diesem Augenblick, daß, trotz innigster Eltern- und Kindesliebe, ihre Wege von nun an auseinanderliefen. Ein halbes Jahr blieb Edith diesmal in Breslau und begleitete wie gewohnt die Muter zur Synagoge. Sie hielt mit ihr das strenge Fasten am großen Versöhnungstage und betete aus ihrem Brevier mit ihr die Psalmen, so daß sich die Greisin sehr darüber verwunderte. „Solch ein Beten wie bei Edith", gestand sie hernach einer vertrauten Freundin, „habe ich noch nicht gesehen, und das Merkwürdigste, sie konnte aus ihrem Buche mitbeten und fand alles."

Die Konvertitin bekannte: „Meine Sehnsucht nach der Wahrheit war ein einziges Gebet." Der in der Lebensbeschreibung der hl. Theresia erkannten Wahrheit ging sie ohne Zögern auf dem geradesten Wege nach. Am liebsten wäre sie vom Taufstein weg sogleich ins Kloster gegangen. Nur die Rücksicht auf ihre liebe Mutter und die Weisungen ihrer Beichtväter hielten sie vorerst noch in der Welt zurück.

Lehrerin in Speyer

In Freiburg fühlte sich Edith nun nicht mehr wohl. Am Lichtmeßtage 1922 hatte ihr der Bischof von Speyer das Sakrament der Firmung gespendet. In dieser Stadt fand sie in dem frommen und gelehrten Prälaten Schwind einen guten Vater und Seelenführer. Er verschaffte ihr ein stilles Plätzchen zur wissenschaftlichen Arbeit im Dominikanerinnenkloster St. Magdalena. Als Deutschlehrerin am Lehrerinnenseminar und am Mädchenlyzeum bereitete sie die Schülerinnen auf die Reifeprüfung vor. Überall half sie mit Rat und Tat, betete viel in der Klosterkirche, half sogar an hohen Festtagen, da die Schwestern in Anspruch genommen waren, in der Küche beim Geschirrspülen, und fand noch Zeit zu ausgedehnter Korrespondenz und zum Studium des hl. Thomas von Aquin.

Eine damals 17jährige Schülerin berichtet: „Den Zauber ihrer Persönlichkeit hat keine von uns vergessen. Täglich sahen wir sie auf ihrem Gebetschemel knien, vorne im Chor, während der Messe. Da ging uns eine Ahnung auf, was es bedeutet, Glauben und Lebenshaltung in vollkommene Übereinstimmung zu bringen . . . Bei der Kritik war sie Güte und Gerechtigkeit in einer vollendeten Verbindung. Nie sahen wir sie anders als ruhig, fein und still. So kam sie stets ins Klassenzimmer herein, so war sie jede Woche einmal bei uns in einer Rekreationsstunde. Sie wollte mit ihren Schülerinnen auch in der Freizeit beisammen sein. Noch sehe ich das liebe, feine, mütterliche Lächeln in ihrem Gesicht, mit dem sie sich unseren kindlichen Übermut gefallen ließ. Aber niemand war ungehörig auch nur in Gedanken in ihrer Gegenwart. Großzügig wie sie war, erbat sie auch uns streng gehaltenen Zöglingen den ersten Theaterbesuch. Es war Shakespeares Hamlet. Wir sahen das Stück mit ihren Augen, die uns die Welt des großen Engländers erschlossen hatte. Welch weites Herz hatte sie für alles Edle und Schöne neben ihrer innigen Gottverbundenheit!"

Fortsetzung folgt

* * *

**„Ich frage nach des Wortes Sinne,
Das Kind mir gleich zur Antwort gibt,
Daß der nur Gottes Reich gewinne,
Der wie ein Kind glaubt, hofft und liebt."**

Tor zum Osten

(aus: „Christ Unterwegs“) von Joseph Heilmann

Man muß die ersten Reiseberichte nach dem Frieden von Passarowitz (1718) kennen lernen, um den verhaltenen Jubel, die Freude und den Triumph über die bestandene und beseitigte Türkengefahr der Zeitgenossen zu vernehmen. Wenn einer dort an der mittleren Donau um Belgrad, Peterwardein und Temeschwar in wochen- und monatelangen Fahrten das Land und die Menschen, deren Verhältnisse und Beziehungen, aufzeichnete, um sich dem neuen Leben im Staate nützlich zu erweisen, so dürfen wir heute noch dankbar aus solchen Berichten schöpfen. Der zeitliche Abstand gewährt eine klare Übersicht, und die Notlage unserer Zeit ruft uns auf, die geschichtlichen Ereignisse und Erscheinungen verschiedener Jahrhunderte in demselben Gebiete noch einmal zu überprüfen und neue gültige Erfahrungen daraus abzuleiten.

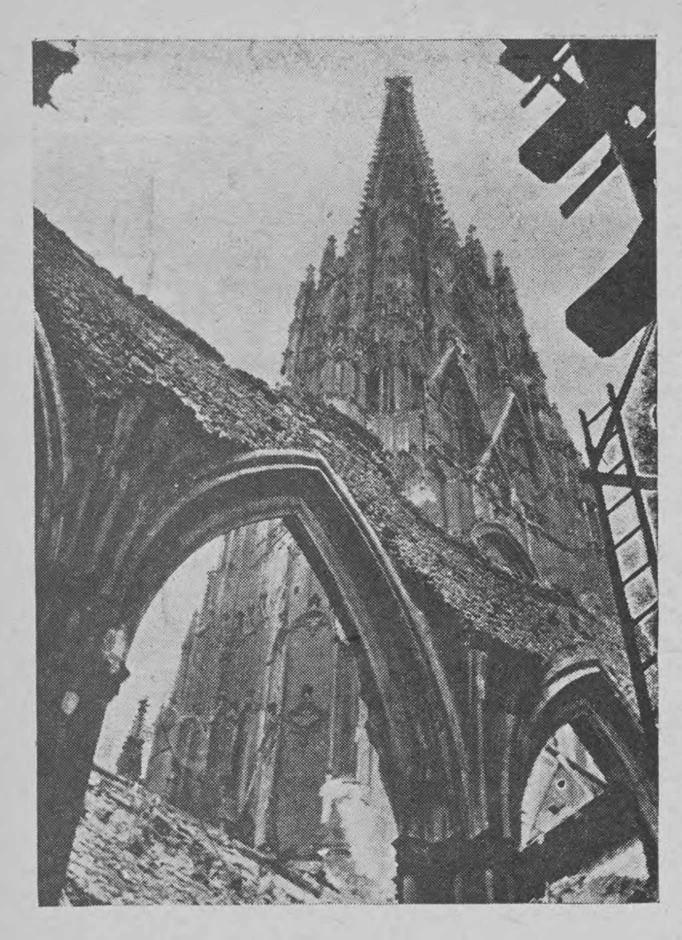
Die Ländereien zwischen Donau, Theiß, Marosch und den Südkarpaten werden allgemein als Einfalltor der Türken bezeichnet. Ein flüchtiger Überblick über die Wanderbewegungen der Völker in diesem Raume veranlaßt uns, das Gebiet als ein typisches Durchgangslager zu bezeichnen, in dem seit der Römerzeit kein Volk länger beheimatet war als 250 Jahre; ausgenommen die ursprünglich zeltenden Madjaren und die rumänischen Wanderhirten. Aus einer Randlage gegen die östlichen Steppen und gegen den Balkan ergab sich für die jeweiligen Bewohner die gleiche Gesetzmäßigkeit, wonach das Leben sich hier behauptete, verdrängt wurde oder zugrunde ging. Wenn wir ernstlich den Berichten über die Vorgänge im Donau-Karpatenraum seit der Hunnenzeit Gehör schenken, müssen wir zu ganz anderen Ergebnissen gelangen als den von der Romantik und der Sage vermittelten. Die Gegenwart und unsere eigenen Erfahrungen drängen geradezu in neue Erkenntnisse hinein, die sich eindeutig zu einer geistig-politischen Wirklichkeit verdichten.

Im Donau-Karpatenraume wurden Mittel und Wege gefunden, das Leben der europäischen Mitte und des Westens zu schützen, abzuschirmen und im Gleichgewicht zu halten, wenn sich, aus fernen Zonen Innerasiens oder vom Balkan her vordringend, zwei oder drei Machtsphären begegneten. Hier bebte – wie oft! – das Zünglein an der ungeheuren Waage der Völker. Hier und nicht im Baltikum wurden ungezählte Male die Wanderrichtungen der Völker und Stämme neu bestimmt; hier erfolgten seit dem ersten Erscheinen asiatischer Reiter, die epochalen Einbrüche ins Abendland, um unseren Erbteil jedesmal zu neuer Selbstbesinnung zu zwingen.

Und erst der Balkan! Der Name hat in Kreisen von Durchschnittsgebildeten etwas Anrüchiges. Und doch ist der Balkan die Wiege unserer Kultur. Hellas und Byzanz sind altes Bauernland, in dem sich der Bauer seit den Tagen Homers nicht verändert hat; das Bergvolk voll adligen Stolzes. Und seit das Land von einer raumfremden Tyrannei überlagert war, entwickelte sich ein Leben zwiespältigen Wesens: Heißestes Freiheitsstreben paarte sich mit dem Wissen um wildeste Grausamkeit. Neben dem ehrbewußten Volke auf dem Lande saß in den Städten und Bazaren der feilschende servile Händler, und in den Wäldern lebte der Hajduk, der Bruder des heutigen Partisanen. Totschlag, Blutrache, Kinderraub setzten dort ein, sobald eine bestehende Ordnung ins Wanken geriet oder versagte. Dies ist seit vielen Jahrhunderten so gewesen und blieb so bis in unsere Tage. Die ertraglichen Weizenfelder der Schwaben überdeckten nur die latente Gefahr heimischer Dämonie. Es erwies sich, daß Arbeit und Fleiß nur Teilaufgaben darstellten, die nicht genügten, die Zwiespältigkeiten balkanischen Lebens zu überwinden. – –

Heute drängen sich dem Betrachter zwei große geschichtliche Ereignisse zum Vergleich auf, die in allen Beziehungen dem Gechehen der Gegenwart ähnlich und ebenbürtig sind. Wir denken an den Einfall der Tataren im 13. Jahrhundert und an das Unheil, das die Osmanen im 16. Jahrhundert über unsere Heimatgebiete brachten.

Liest man einen Augenzeugenbericht über den Tatarenzug (1241), so vergißt man, daß er vor siebenhundert Jahren niedergeschrieben wurde. Es



könnte der Bericht über ein Geschehen aus dem Jahre 1945 sein. So sehr gleichen sich die Formen der Grausamkeit, der beabsichtigte Zweck und die Methode, diesen zu erreichen, wie – leider – auch der Erfolg. Brand, Mord, Raub und Schändung, deren Endzweck die völlige Auflösung der bisherigen Ordnung ist, spielen sich 1241 genau so ab, wie wir sie aus Berichten des Jahres 1945 und weiter kennen. Verfolgung und Tod der Würdenträger und führenden Stände, dort wie hier. Der Besitz und alle bewegliche Habe werden enteignet, die überlebenden, verarmten Opfer einem unsicheren Schicksal überlassen und das ganze Land scheint der Raserei und der Vernichtung preisgegeben.

Ein zeitgenössischer Gelehrter und Geistlicher, der Erzdechant Rogerius von Wardein, hat in seinem Werk über den Tatareneinfall ausführlich und sachlich berichtet:

„Die Tataren legten Feuer an, und alle, die in der Kirche waren erlitten den Feuertod. Die gefangenen Kapitelmitglieder wurden solange gepeinigt, bis sie alle Habseligkeiten herausgaben. Die Adligen, Bürger, Soldaten und Geistlichen wurden vor die Stadt auf die Wiese getrieben und ohne Erbarmen niedergemacht. In den Kirchen stürzten sie die Gräber um, traten mit Füßen die Reliquien und raubten alles Wertvolle." „Das Gerücht, daß die Tataren nunmehr niemand etwas zuleide tun würden, lockte viele aus dem Verstecke ... Ungezählte Mengen strömten aus den Waldungen hervor, und bald begann ein Zusammenleben der einheimischen Bewohner der Diözese mit den Tataren ... Jedes Dorf wählte sich einen Tataren zum Herrn. Es war Schnittzeit, die Ernte wurde eingefahren ... Dort stand neben uns der Kumane und der Tatar und belustigten sich, wie der Vater um den Preis seiner Tochter, der Gatte um den seiner Gattin, der Bruder um den seiner Schwester sein Leben einlöste." – Im Vorgehen der Tataren gegenüber den in ihre Gewalt geratenen Frauen offenbart sich in den von Rogerius umständlich beschriebenen zahlreichen Fällen nicht nur die allgemeine morgenländische Mißachtung des weiblichen Geschlechtes, sondern vielmehr noch die teuflische Rachgier gegen die Angehörigen, die mit gesuchter Grausamkeit gezwungen wurden, Augenzeugen der Schändung zu sein.

„Sie umzingelten das Dorf (Pereg) und zwangen die Gefangenen zum ersten Sturme. Jene, welche zögerten, oder während des Sturmes sich zurückzogen, wurden gleich niedergehauen. Nachdem alle Gefangenen umgekommen waren, wurden Russen, Ismaeliten, d.h. mohammedanische Khalizen und Kumanen, gegen das Dorf gehetzt. Die Tataren standen hinter deren Rücken und belustigten sich über die Hinschlachtung so vieler Leute ..."

Die Besiegten erlebten ein fürchterliches Ende. Einige suchten ihr Leben dadurch zu retten, daß sie sich zwischen die Toten warfen ... und wie leblos liegen blieben. Doch der größte Teil konnte seinem Schicksal nicht entgehen. Die meisten wurden gefangen genommen und auf die Wiese getrieben. Krieger, Frauen, Jünglinge und Greise standen durcheinander. Besonders Frauen waren es in großer Anzahl. Alle wurden ihres Geldes, ihrer Waffen und ihrer Kleider entblößt und, einige Mädchen ausgenommen, ohne Erbarmen mit Hacke und Säbel niedergehauen. So wurde das Blut der Diözese (Tschanad im Banat) von diesem orientalischen Ungeheuer ausgesogen. Es wütete, als wenn es Religion, Sitte und Kultur für ewig vernichten wollte, damit nur das Tierische im Menschen verbliebe. – –

Wer von den Lesern denkt da nicht an Szenen, wie sie in dem Büchlein „Vom Sterben schlesischer

Priester", in den Büchern Father Reichenbergers u.a. geschildert werden? Die wissenschaftlich-objektive Bereitstellung der Augenzeugenberichte über die Vorgänge von 1944–1948 aus dem Südosten bleibt vorläufig eine dringende Forderung an staatliche und wissenschaftliche Stellen.

Die Blütezeit des kulturellen und wirtschaftlichen Lebens zwischen dem Tatareneinfall (1241) und dem Einbruch der Türken (1526), insbesondere der Aufschwung der Städte und des Bürgertums, das eine wesentliche Stütze des ungarischen Staates und der herrschenden Dynastie darstellte, sind bekannte historische Tatsachen. Unserer Gegenwart weit mehr verwandt erscheinen die Verhältnisse im Donau-Karpaten-Raum während der Türkenzeit (1529–1683). Die Bestehenden Besitzverhältnisse werden aufgehoben. Die christlichen Jünglinge werden in die Armee des Sultans aufgenommen. Die Bevölkerung wird erpreßt und ausgebeutet, so daß das Land in wirtschaftlicher Armut versinkt.

„Die Türken hatten, als Eroberer, den ganzen Flächenraum unserer Provinz für sich in Anspruch genommen und das Eigentumsrecht der Unterworfenen aufgehoben. Der Boden gehörte dem Sultan allein, der einen Teil davon für sein Ärar und für religiöse Stiftungen behielt, den größeren Teil aber seinen Soldaten und Beamten statt eines Gehaltes zu Lehen gab." „Die in unserer Provinz vorgefundenen und unterjochten Christen hatten, nachdem die türkische Verwaltung eingerichtet war, wie in den andern türkischen Gebieten, ein Fünftel ihrer männlichen Jugend dem Sultan als Blutsteuer abzugeben. Man entriß diese in der Regel alle fünf Jahre, im Alter von 7 bis etwa 15 Jahren ihren Eltern, ihrer Heimat und ihrer Religion und bildete aus ihnen zumeist Janitscharen. Außer dieser Blutsteuer, wodurch die Christen ihre beste Kraft an die Eroberer abgeben mußten . . . hatten sie den Zehnten an allen Feldfrüchten und Vieh, – aber auch noch andere Abgaben an die kriegsflichtigen Lehnsträger zu entrichten."

„Dieser Staat ist zum großen Teil von Christen bewohnt, die von den Türken so viele Erpressungen zu erdulden haben, daß es allen Glauben übersteigt; aber sie sind meistens so in Armut und Elend versunken, daß sie kaum die Augen zu erheben wagen, um einem Türken ins Angesicht zu schauen. Selbst wenn ihr Land fruchtbar ist, sorgen sie nur dafür, so viel zu gewinnen als sie brauchen, um ihren Karatsch (Steuer) zu zahlen und sich das Leben zu erhalten, denn was sie mehr erzielen würden, das würde ihnen von den Türken hinweggenommen werden."

Der Heiland kniet im stillen Tal,
Sein Herz empfindet Todesqual;
Die Königsstirne marmorweiß
Verdunkelt sich in Blut und Schweiß.
Herr erbarme dich unser!

Ihr Sterne, löscht das golden Licht!
Sie führen ihn zum Hochgericht,
Die Geißel schlägt den Gottessohn,
Und Dornen sind der Liebe Lohn.
Herr erbarme dich unser!

P. G. Koch, Ord. Cap.

* * *

Dieser aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts stammende Bericht paßt haargenau auf die Verhältnisse und die Verhaltungsweise der Bauern jenseits des Eisernen Vorhangs. Die einstige Kornkammer Europas erzeugt heute nicht mehr soviel an Weizen, wie zur Deckung des landeseigenen Bedarfs notwendig wäre. Daher sind rücksichtslose Erpressungen an der Tagesordnung, darum „entlarvt" jede Tageszeitung die „Saboteure" des Systems, und Armut und Not der Bevölkerung wächst ständig. Es finden sich zu allen charakteristischen Erscheinungen aus der Türken- und Tatarenzeit auffallende Parallelen in unserer jüngsten Vergangenheit und Gegenwart. Angefangen von den grausigen Wochen der Morde, Räubereien, Inhaftierungen und Schändungen, über die „Gesetze", die uns rechtlos machten, unseren Besitz nahmen, unsere Dorfgemeinschaften auflösten, unsere Ordnung und christliche Religion verneinten – bis zur völligen Aufhebung jeglicher Freiheit der Person:

Im Zeitraum von 700 Jahren haben wir in der nämlichen Landschaft den gleichen Widersacher gegen unsere christlich-abendländische Lebensform dreimal antreten sehen und müssen uns neuerdings für oder gegen den Vernichter entscheiden.

* * *

Gib der Alltäglichkeit ihr Recht, und sie wird dir mit ihren Anforderungen nicht zur Last fallen.

Wozu braucht der Papst das Geld

Was tut der Papst mit dem vielen Geld, das ihm durch die Verträge mit dem italienischen Staat zugesichert ist? Und was mit dem andern Gelde, das ihm durch den Peterspfennig, durch Spenden und dergleichen zufließt? Christus war arm, warum ist es sein Nachfolger, der Papst, nicht auch?

1. In Rom ist die Regierung der Gesamtkirche; diese ist mit ihren rund 423 Millionen Mitgliedern in allen Ländern der Erde das größte Reich auf Erden. Daß es in der Zentrale eines solchen Reiches ungeheure Arbeit zu leisten und zu bewältigen gibt, leuchtet jedem ein. Infolgedessen sind in Rom zahlreiche Kanzleien mit kirchlichen Beamten, Angestellten und Gehilfen, die der Papst nach christlicher Gerechtigkeit bezahlen muß. Daß er dazu viel Geld braucht, ist natürlich.

2. Der Papst hat einen Senat von Kardinälen, die ihm helfend und beratend zur Seite stehen. Diesen Kardinälen muß der Papst naturgemäß ein standesgemäßes Auskommen besorgen, und das kann er ohne Geld nicht machen.

3. Der Papst muß bei verschiedenen Regierungen in zahlreichen Staaten einen Gesandten (Nuntien) haben und unterhalten. Daß dies auch wieder regelmäßig ganz bedeutende Summen Geldes braucht, ist jedem ohne weiteres klar.

4. Dem Papste obliegt die Erhaltung der kirchlichen und vatikanischen Gebäude, der vielen Sammlungen, Kunstwerke, Bibliotheken usw., die für die allgemeine Kultur und Wissenschaft von großem Werte sind und deshalb nicht vernachlässigt werden dürfen. Daß dazu viel Geld notwendig ist, versteht jeder, besonders wer selbst für die Erhaltung eines Gebäudes oder auch nur eines größeren Allgemeingutes zu sorgen hat.

5. An keiner anderen Stelle der Erde laufen so viele Bittgesuche ein wie in Rom beim Papst. Man denke nur an die vielen, oft ganz erschütternden Hilferufe aus den zahlreichen Heidenmissionen. Und wer den Inhalt der katholischen Zeitungen (andere verschweigen solche Sachen meist absichtlich!) nur ein bißchen verfolgt, der kann immer wieder lesen, wie der Papst bei großen Unglücken und Katastrophen (Überschwemmungen, Erdbeben, Hungersnöten, ansteckenden Krankheiten, Kriegs- und Gefangenschaftsnöten usw. usw.) nach Kräften auch durch Spenden hilft, so daß man sich geradezu wundern muß, woher der Papst die Mittel und das Geld nimmt.

Es ließe sich noch so manches anführen, aber das mag genügen. Es kann jeder Gutgewillte daraus ersehen, wozu der Papst das Geld braucht. Wie Christus für den Unterhalt seiner Apostel Sorge getragen, so muß auch der Papst für das Auskommen seiner Berater, seiner Gehilfen, seiner Gesandten und seiner Angestellten Sorge tragen. Und dabei ist zu bedenken, daß die ehemals ganz kleine Kirche heute die größte Organisation der Welt geworden ist, so daß der Aufwand heute eben ein ganz anderer sein muß. Wie Christus durch seine Wunder die Hungrigen gespeist, die Durstigen getränkt und die Kranken geheilt hat, so hilft heute der Papst, der keine Wunder wirken kann, den Armen und Notleidenden, soweit es ihm möglich ist, durch Spenden und Gaben, was er aber nicht kann, wenn ihm nicht auch reiche Mittel zur Verfügung stehen.

* * *

O Mutterlieb, du heilig Amt,
Vom Herrn der Ewigkeit verliehen,
Die Seele, die vom Himmel stammt,
Dem Himmel wieder zu erziehen.
O Mutterlieb, du strenge Pflicht,
Der Ewigkeit gehört dein Walten!
Die Rechenschaft, vergiß sie nicht!
Laß deinen Eifer nicht erkalten!

O. v. Redwitz

* * *



Die Tochter des Landschelms

Eine Erzählung vom Reimmichl

Fortsetzung

Aus Klausen traf die amtliche Meldung ein, daß der Reimann just an dem Morgen, wo nachts vorher der angebliche Raub stattgefunden hatte, unterhalb Waidbruck ohne einen Kreuzer Geld ergriffen worden sei, als er eben daran war, einen Diebstahl auszuführen. Jetzt lag der klare Beweis vor, daß der Reimann dem Raubanfall gänzlich ferne stand. Die Geschichte wurde immer dunkler und allenthalben tauchten wieder Zweifel auf, ob es sich wohl um einen wirklichen Raubüberfall oder nur um eine Einbildung des Lenzl handle. Man neigte wieder stärker der Ansicht zu, daß das Männlein in seinem Rausche die Brieftasche verloren oder verworfen habe und daß sie dann von einem Handwerksburschen oder sonst jemanden gefunden und zurückbehalten worden sei. Auch die Gendarmen ließen sich von dieser Meinung beeinflussen und wurden lässiger in ihren Nachforschungen. Darob lärmte und tobte das Lenzl fürchterlich, aber es hatte keinen andern Erfolg, als daß man es zum Besten hielt und auslachte.

Der Reimann mußte acht Tage in der Keuche sitzen, dann kam er auf dem Schub nach Hause. Eine Zeitlang ließ er sich in der Öffentlichkeit nicht blicken und unterhielt sich nur mit der Base Ploni über die Ereignisse, die während seiner Abwesenheit in Planeigen vorgekommen waren. Bald wurde ihm klar, daß niemand gegen ihn einen Verdacht hegte wegen des Raubes. Jedoch eine gewisse Angst vor dem Sigreit konnte er nicht los werden, und er suchte eine Gelegenheit mit diesem unauffällig zusammenzutreffen und ihm auf den Zahn zu fühlen. Der Sigreit hinwieder hatte längst schon nach einem Anlaß gesucht um mit dem Reimann allein zu sprechen. Eines Tages stießen die beiden wie von ungefähr draußen an den Feldgrenzen aufeinander. Anfangs führten sie ein gleichgültiges Gespräch und gingen dabei weiter ins offene Feld hinaus, wo sie von niemandem belauscht werden konnten. Plötzlich sagte der Sigreit mit einem boshaften Grinsen:

„Nachbar, jüngst hast du einmal einen reichen Fischfang gemacht.“

„Was meinst du denn, Klaus?“ stutzte der Reimann.

„Geh, verstell dich nicht, es hat keinen Zweck. Ich möcht nur wissen, wo du die zweitausend Gulden vom Lenzen-Mannl untergebracht hast.“

„Die zweitausend Gulden vom Lenzen-Mannl?“ erschrak der andere; „von denen weiß ich nichts, ich hab nichts davon gesehen.“

„Sei nicht so kindisch, Reimann, mich schlagst du nicht blind. Kein anderer als du hat den Raub am Lenzen-Mannl verübt.“

„Es ist ja bewiesen, daß ich zur Zeit weit fort gewesen bin.“

„Ich kann aber bezeugen, daß ich dich in jener Nacht da getroffen habe.“

„Das leugne ich Stein und Bein weg.“

„Denn leg ich die Hunderter-Banknote vor, die du mir übergeben hast.“

„Ein Hunderter ist ein schlechtes Zeugnis; sieht einer dem andern gleich.“

„Freundl, da wirst du dich schneiden. Dein Hunderter ist aus tausend andern herauszukennen; er hat nämlich einen großen Weinfleck und die Zechbrüder vom Lenzl behaupten einstimmig, daß die zwanzig Hunderter beim Straßenwirt in Wein gebadet worden sind. Mir kommst du nicht aus, hahaha.“

„Teufel du", ergrimmte der Reimann; „aber paß auf, wenn du mich hineinsitzen laßt, sitzt du auch hinein. Ich verrat, daß du mir oft gestohlene Sachen um billiges Geld abgekauft oder mir den Hehler gemacht hast."

„Jetzt sag ich wie früher: Ich leugne alles Stein und Bein weg, und du magst probieren, wem man mehr glaubt, dir oder mir."

„Aber wenn du den Hunderter vorzeigst, machst du dich verdächtig. Man wird fragen, warum du das Geld angenommen und so lange behalten und keine Anzeige erstattet hast."

„Freundl, gib einem klugen Mann keine Lehren. Weißt, ich hab mir längst schon eine Ausred zusammengekopft, die mich von jedem Verdacht rein macht und dich umso tiefer hineintunkt."

„Nachbar, Klaus", begann jetzt der Reimann zu winseln, „du wirst nicht so ungut sein und deinen besten Freund verraten. Schau, du hast ja keinen Nutzen davon."

„Ich möcht aber einen Nutzen haben, wenn ich nichts verrat", sagte grinsend der andere.

„Hab ich dir nicht schon hundert Gulden gegeben?"

„Das ist viel zu wenig."

„Ich geb dir noch hundert Gulden,"

„Und wenn du mir tausend Gulden gibst, ist's noch zu wenig. Paß auf, was ich verlang. Du tust die Hälfte von dem gewonnenen Geld auf den Namen deiner Tochter in die Sparkasse — das heißt, ich will's für dich tun — und dann verschaffst du mir die Agnes als Weib. Nachher halt ich reinen Mund."

„Freilich, freilich, Nachbar, du kriegst die Agnes als Weib, ganz bestimmt kriegst du sie; nur mußt du noch ein Zeitl warten, bis sie einen andern Sinn bekommt, heißt das, bis sie wieder daheim ist."

„Nein, das Warten hat jetzt ein Ende. Binnen vier Wochen längstens muß alles fertig sein. Jetzt kann ich noch die Anzeige wegen Raub machen und erklären, ich habe solange gezögert, weil ich deine Tochter, die meine Braut war, nicht in Schande bringen und dir selber zureden wollte, du solltest das Geld unter der Hand dem Eigentümer zurückstellen. Später kann ich diese Aussage nicht mehr gebrauchen. Jetzt wirst du begreifen, daß ich Eil hab. In vier Wochen muß Hochzeit sein, sonst mach ich die Anzeig."

„Mein Gott, mein Gott, so schnell geht's nicht."

„Wenn man will, geht alles. Entschließ dich, ob du meiner Forderung nachkommen oder wegen Raub ins Zuchthaus steigen willst."

„Raub hab ich keinen vollführt. Das Lenzl ist in seinem Rausch hingefallen und eingeschlafen, und dann . . ."

„Ja, ja, das kann glauben wer will, der Richter glaubt's gewiß nicht. Und das Lenzl behauptet alleweil, es sei niedergeschlagen worden. Also bleibt's beim Raub und du kannst dich auf zehn, fünfzehn Jährlein Zuchthaus gefaßt machen."

„Nachbar, ich tue alles, was ich vermag, aber ich kann mit der Agnes keine Wunder wirken."

„Wenn du ein richtiger Vater bist, wirst du doch soviel Gewalt über das Madl haben, daß es dir folgen muß."

„Nein, in dem Stück laßt sich die Agnes nichts schaffen, ich hab ihr schon oft zugeredet."

„Dann erzählst du dem eigensinnigen Fratz genau, wie die Sachen mit dir stehen, und daß du ins Zuchthaus mußt, wenn sie, die Tochter, dir nicht aus der Schlinge hilft."

„Was, ich soll mein . . . heißt das, meine Schande dem eigenen Kind offenbaren? Das tu ich nie und nimmer, um keinen Preis!"

„Auch gut, dann sind wir mitsammen fertig. Zehn, fünfzehn Jährlein dauern ein bißchen lang, und bei deinem Alter kannst du nicht hoffen, daß du überhaupt das Ende erlebst und noch einmal das Tageslicht und die Freiheit siehst. — Adje."

Er wandte sich zum Gehen. Da schrie der Reimann halb verzweifelt:

„Wart, Nachbar, wart! . . . Oooh, es ist furchtbar. . . Wart doch. — Wenn's sein muß, tu ich alles."

Der Sigreit kehrte sich wieder herwärts und fragte:

„Also, du willst dem Madl Vernunft beibringen?"

„Ja,ja,ja", wimmerte der Reimann, „ich will der Agnes zusprechen,ich will sie bitten, daß sie meinen Wunsch erfüllt. Aber das kannst du nicht verlangen, Klaus, daß ich der Agnes einbekenne, ich hätt zweitausend Gulden gestohlen — von Rauben ist keine Rede . . ."

„Ich verlang gar nichts, nur muß deine Tochter in vier Wochen meine Bäuerin sein."

„Aber wenn ich sie mit allen Mitteln nicht dazu bring?"

„Dann mag sie sich ihr Leben lang nachreden lassen, daß sie die Tochter eines Räubers ist. Sag ihr das."

„Mein Gott, wie kann ich ihr's sagen? Sie ist

mein eigenes Blut, und Blut ist nicht Wasser . . . Nachbar, ich bitt dich um Gotteswillen, verlang etwas anderes. Schau, ich geb dir tausend Gulden."

„Ich will kein Geld, sondern deine Tochter."

„Ich geb dir alle zweitausend Gulden, so daß ich von der ganzen Mühe nichts mehr hab."

„Zweitausend Gulden bringt deine Tochter allemal mit, und was du übrig laßt, wird sie auch erben. Da wär ich doch der dümmste Hornochs, wenn ich bloß ein Ding nehmen tät, wo ich zwei oder drei zugleich haben kann."

„Du bist ein ganzer Teufel."

„Haha, ich tät mir nichts einbilden, wenn du mich einen Engel nennen würdest. Aber ich hab keine Zeit, mit dir lange herumzuprozessen. Sag schnell, was du tun willst."

„Laß mir grad' ein bißchen länger Frist. Ich bin ja beständig unter Aufsicht und komm nicht aus der Gemeinde."

„Wenn du bisher fast alle vierzehn Tage auskommen bist, wird's dir auch diesmal gelingen. Damit du aber siehst, daß ich kein Unmensch bin, geb ich dir eine Woche zu. Also in fünf Wochen muß Hochzeit sein."

„Und wenn's nicht ist?"

„Dann sind deine schönen Zeiten aus, und du magst im Zuchthaus verderben und sterben."

Der Reimann schauderte. Eine Zeitlang sprach er kein Wort und zitterte wie Espenlaub. Plötzlich sagte er entschlossen:

„Ich will's machen, die Agnes soll deine Frau werden."

„Aber merk dir, in spätestens fünf Wochen!" forderte der Sigreit. —

„Ja, ja, ja, ja, du kannst dich verlassen."

Mit diesen Worten stürmte der Reimann davon.

Siebntes Kapittel

Was sich auf der Alm zutrug.

In der letzten Juliwoche war der Talmar mit seinen Leuten auf die Alpe Valvariz gezogen, um das Heu in den ausgedehnten Bergmähdern einzubringen. Auf diese Zeit freut sich der Großbauer alle Jahre; denn da droben in unmittelbarer Nähe der eisgekrönten Berghäupter, unter dem spiegelklaren, tiefblauen Himmel, in der frischen, prickelnden Höhenluft, umgeben vom würzigen Duft der Alpenkräuter, in dem herrlichen Alpental, wo fast alles ihm gehörte, wohin das Auge sah, da ging ihm das Herz weit auf, und er fühlte sich wie in einer anderen Welt, emporgehoben aus allen Geschäftssorgen und Beschwernissen des Tales, frisch und frei wie ein Vogel. Darum ließ er es sich nie entgehen, beim Bergmahd mitzuhelfen, solang es dauert. Auch heuer war er mit seinem Bruder, dem Studenten Martin, an der Spitze der Dienstleute, Sense und Rechen auf der Achsel, frohgemut zur Alm hinaufgestiegen. Daheim blieben nur die alte Thres und Agnes, die Hausmagd, die mit etlichen Taglöhnern noch einen spätreifen Kornacker abzuschneiden hatten. In der zweiten Hälfte der Woche sollte auch Agnes auf die Alpe gehen, um den Mähdern den nötigen Mundvorat hinaufzubringen.

Agnes freute sich wie ein Kind auf diesen Gang; denn einesteils hatte sie noch nie eine größere Alm gesehen, anderenteils hatten ihr die Mitdienstboten soviel Schönes von der Alm Valvariz erzählt, daß sie einen förmlichen Wunder darnach empfand. Sie konnte es darum kaum erwarten, bis der Donnerstag Morgen anbrach, wo ihr die Thres einen schwer bepackten Korb auf den Rücken hängte und sie mit einem freundlichen „Behüt dich Gott" entließ. Rüstig schritt das Mädchen, den eisenbeschlagenen Stock munter gegen den Boden aufstützend, der Almklamm zu. Mehrmals flüsterte es still jubelnd: „Agnes, jetzt geht's auf die Alm!" Ein frisches, kühles Morgenlüftchen strich ihr um die Wangen, und ein Strom von Jugendlust wallte durch ihr Herz, so daß sie den schweren Korb auf dem Rücken kaum fühlte.

Dunkel, fast schwarz stand noch der dichte Wald zu beiden Seiten der Almklamm hinauf. Nur über dem hintersten Winkel funkelten bereits ein paar hochgrüne, sonnenvergoldete Almspitzen heraus. Und wie das Mädchen aufwärts stieg, stieg die Sonne herunter. Die tausend und tausend Baumwipfel begannen zu glühen, und die Wasser des Almbaches flimmerten und glitzerten wie feuriges Metall. Mit hundertstimmigen, wildem Getös und Geschall kam der Almbach daher, Welle um Welle überschlug sich, und rauschte und brauste, und mitten drin im Bach sprang eine kerzengrad in die Höhe und warf noch eine Handvoll Perlen in den Sonnenschein hinauf. Tolle, überschäumende Almlust klang aus dem Wogen und Wallen, Agnes glaubte den Bach hell aufjauchzen zu hören, und jeder Wasserstrahl jubelte ihr zu: „Wir kommen von der Alm! Auf der Alm ist's lustig! Auf der Alm ist ein frisches, freies Leben!"

Der Weg führte am rechten Bachufer hin. Weiter droben überquerte er auf einem schaukelnden

Steg das Wasser. Links stürzte polternd der Fallbach hernieder, rechts schäumend und stäubend das Weißenbächlein; sie umarmten und verschlängelten sich im Almbach und tollten und tanzten mit diesem weiter. Nach anderthalb Wegstunden bog der Pfad vom Wasser ab, ging im steilen Zickzack den Waldhang empor und mündete beim Hirtenstein, einem Felsblock mit abgestuften Sitzbänken, in eine freie Lichtung. Um den Stein herum bereiteten die Almrosen, die das Mädchen schon lange begleitet hatten, eine wundersame rote Deke. Soweit das Auge sehen konnte, war alles rot. Weit drunten lag das Tal von Niklasen, von allen Seiten herein guckten Bergköpfe und Kegel, Zacken und Hörner, türmten sich übereinander und schienen sich neugierig in die Höhe zu recken. Die Bäume waren hier oben nicht mehr schlank, sondern knorrig und untersetzt. Sie hatten ungeheure Äste, an denen armlanger Baumbart herunter hing. Wie Riesen aus grauer Vorzeit hockten sie da und starrten trotzig in den Bergkreis hinein. Vom Hirtenstein kletterte der Weg mühsam hinauf zum Unteren Läger, machte eine Schwenkung zum Kalten Brünnl und kroch dann wieder gegen die Bachschlucht hin. Die Umgebung wurde jetzt finster und drohend. Links und rechts stiegen fast senkrecht schwarze, moosüberwachsene Felswände empor, zwischen ihnen hindurch toste im engen tiefen Bett, milchweiß, kochend, gurgelnd der Almbach. Von oben her kam ein dumpfes, zitterndes Dröhnen und ein eiskalter Hauch drang durch die Schlucht herunter.

Agnes stapfte einige hundert Schritte durch die wilde, finstere Klamm hinauf, bog um ein jähes Eck und blieb mit einem Male erschrocken stehen. Sie befand sich in einem runden Felsenkessel und ein furchtbarer Donner schlug an ihr Ohr. Im Hintergrunde sprang der Almbach in einem milchweißen, wallendem Band drei- viermal haushoch über eine senkrechte Felsenwand herunter. Je länger Agnes hinblickte, desto größer und gewaltiger schien ihr der niederfallende Wasserschwall zu werden, und in dem Tümpel, in den er hineinschlug, war ein unnenbares Wirbeln und Kochen und Aufwallen; dichter Rauch, wie aus einer siedenden Pfanne, stieg empor und bedeckte die unteren Teile des Wasserfalles. Das Rauschen und das Getöse, hundertfach in der engen Felsenkammer verstärkt, wirkte beängstigend. Furchtsam schaute Agnes nach dem Pfad, der sie von diesem schaurig-schönen, aber bedrückend wilden Schauspiel fortführen sollte. So rasch als möglich kletterte sie, teils gehend, teils kriechend, den nassen Felsensteig seitwärts hinan, und atmete förmlich auf, als sie den Wasserfall hinter sich hatte.

Der Wald wurde nun immer niederer und dünner und hörte schließlich ganz auf; eine eigenartige Ruhe lag über den Bergen, nur ganz dumpf stieg das Dröhnen des Wasserfalles aus der Tiefe. Es ging noch einen sanften, grünen Rasenhang empor, mit einem Ruck schnitt dieser ab, und vor den Augen des Mädchens dehnte sich weit, breit, tischeben in wundersamer Pracht die Alpe Valvariz. Die Alm erstreckte sich in einem länglichen, runden Tal gegen Westen, alles war grün, sonnendurchfunkelt, grün der ebene schöne Talboden, grün die sanften, welligen Hänge, nur der Almbach schlang sich wie ein duftiges blaues Seidenband durch den smaragdhellen Wiesengrund. Doch über dem grünen Bergwall im Hintergrund stand etwas Himmelhohes, Einziges und Herrliches. Blendend weiß, so weiß, daß man nichts Weißeres erdenken konnte, nur von einzelnen blau-dunklen Strichen und Bänken durchzogen, kristallrein und klar ragte die Hohe Floite in den azurblauen Himmel. Es war ein mächtiger, breiter Gletscherberg, von pyramidenförmiger Gestalt, der sich hoch, hoch über dem Almtal erhob und die ganze Alm wie ein König beherrschte. Drunten im Land konnte man ihn nirgends sehen, und hier oben wuchs er auf einmal, wie ein Zauberbild, groß, gewaltig, majestätisch aus den grünen Bergen heraus und stand so nahe da, daß man jede Runse, jede Zacke und jede Stufe zählen konnte; fast glaubte man, mit der Hand nach ihm langen zu sollen. Auf seinen Breitseiten funkelten und spielten wunderbar die Sonnenlichter. Weitum herrschte eine feiertägliche, wonnige Ruhe.

Agnes stützte ihren Korb auf einen moosbewachsenen Stein und betrachtete lange Zeit, ganz hingerissen von der Schönheit, das herrliche Bild. Dann faßte sie die Korbfesseln enger und schritt lüftig durch den Almgrund hinein. Beiläufig in der Mitte des Almbodens stand die Kaser (Sennhütte) des Talmar, die größer und stattlicher war als manches Haus drunten im Land; etwas weiter draußen auf einer kleinen Erhebung war ein hohes, schönes Kreuzbild mit breitem Vordach aufgestellt und davor standen zwei Reihen von Kniebänken wie in einer Kapelle. Agnes kehrte in der Sennhütte ein, wo ihr der Senner rahmige Milch und frische Almbutter vorstellte. Sie aß etwas Weniges, packte ihre Vorräte aus und wärmte das Mittagessen auf. Dann stieg sie nach der Weisung des Sen-

ners links den Grashang empor zu einer breiten Wiesenfläche, wo der Talmar mit seinen Leuten im Mahd war. Sie konnte die Mäher noch nicht sehen, da schlugen schon ein paar helle Jauchzer an ihr Ohr: und gleich darauf erscholl das kecke Lied:

„Von der Kapier Alm, da hab i's abig'schaut,
Und auf oamal schlagt mei Herz gar so wunderlaut:
Drunt'n im Wiesental, dort wo das Bachal rinnt,
Ja, dort sitzt a wunderschönes Kind.
Holarödihö . . ."

Dann tönte ein heller Pfiff und von allen Seiten kamen die Mäher und Recherinnen herbei. Als Agnes die Höhenplatte erreichte, waren schon alle Hausleute da und begrüßten sie fröhlich.

„Agnes, sag, ist's nicht schön da heroben in Valvariz?" fragte lächelnd der Bauer.

„O, schön, schön", entgegnete das Mädchen errötend; „ich möcht alleweil dableiben."

„Das tät dir schon vergehen", mischte sich Gallus, der Bauknecht, ein; „wart nur einmal, bis ein Hochwetter kommt. Da blitzt es, daß du starblind wirst, und kracht, daß du grad meinst, das Himmelsdach bricht nieder. Und im Herbst reißt dir der Wind fast den Kopf ab. Wenns einmal anfangt zu schneien, ist das Tal in ein paar Stunden bis zuoberst voll Schnee, wie eine Pfanne voll Mus und einen Frost hat's, daß dir ein Eisstock in den Hals hineinwachst."

„Heut tragst du wieder einmal auf, Gallus! Die Alpe ist immer schön, Winter und Sommer, tu mir sie nicht verschandeln", sagte der Bauer fast unmutig.

Man setzte sich im Kreise nieder, sprach ein kurzes Gebet und begann zu essen. Agnes aber vergaß fast, den Löffel zum Munde zu führen. Die wundersame Stille in der Natur, die nickenden Blümlein und flüsternden Gräser, der würzige Almgeruch, die weiche, glasklare Luft, die goldenen Sonnenwölkchen, die zum Greifen nahe im Himmelsblau dahinritten, die sanftgrünen Kuppen und vor allem die gewaltige Majestät der Hohen Floite mit ihrem silbergekrönten Scheitel hielten sie förmlich im Bann. Die Augen weit offen, saß sie da und schaute träumerisch in die Runde. Dem Bauer gefiel ihr Entzücken, und er machte sie auf allerhand Dinge aufmerksam, dabei betrachtete er in einemfort ihre lebhaften Züge. Je wärmer seine Rede klang, desto wohler tat sie dem Mädchen; es fühlte sich glücklich in seiner Nähe, richtete öfters die Augen auf ihn, und wagte doch nicht, ihn recht anzuschauen. Zwar zeigte er auch heute seinen gewohnten Ernst, aber es lag etwas Weiches, Sonniges, Heiteres in seinem ganzen Wesen, das dem Mädchen fast den Sinn verwirrte.

Nach dem Essen rastete man ein Weilchen, und dann ging es wieder zur Heumahd. Es kam jetzt die Reihe an einen sehr steilen Grashang, der tiefer drinnen in einem Seitentälchen lag. In seinem unteren Teile war der abschüssige Hang dicht mit Erlenholz bewachsen und ging dann in einen Felsenschrofen über, der beinahe senkrecht gegen ein Bächlein hin abfiel. Der Schrofen war durch die Bergfalte verdeckt, so daß man ihn von außen her nicht sehen konnte. Auf ihre starken Schuheisen sich verlassend, mähten die Männer ziemlich tief den Hang hinunter, Agnes suchte als Nachrecherin immer in die Nähe des Bauern zu kommen. Er mahnte sie öfters:

„Agnes, geh nicht so weit herüber; es ist für dich zu steil, du könntest abkugeln."

Sie erwiderte:

„Ich paß schon auf, und Schwindel hab ich keinen."

Plötzlich knirschte ein Eisen und der Bauer tat einen unterdrückten Schrei. Er war mit dem rechten Fuß an einer moosigen Steinplatte ausgeglitten und zu Fall gekommen. Geistesgegenwärtig hatte er die Sense weit von sich geworfen und das Eisen des linken Fußes kräftiger in den Boden gestoßen. Aber es drehte ihn um, und mit dem Kopf voraus schoß er den Hang hinab. Drunten hörte man noch seinen lauten Ruf: „Jesus, Maria und Josef!" dann schlugen die Erlenbüsche hinter ihm zusammen. Agnes war starr vor Schrecken, so daß sie sich einige Augenblicke nicht rühren konnte. Mit einem Male stieß sie den Jammerlaut aus: „Unsere liebe Frau!" und schon krabbelte sie auf Händen und Füßen den steilen Hang hinunter, dem Bauer nach. Hinter ihr lärmte der Bauknecht:

„Nicht, nicht, Madl! Um Gotteswillen halt ein! Da kommt kein Mensch hinab. Unten ist eine drei Haus hohe Wand, du fallst dich tot. Man muß vom Tal herauf suchen."

Andere Stimmen schrien:

„Bleib, bleib, es nützt nichts, du gehst auch zugrunde."

Allein Agnes hörte nicht auf die Rufe, sondern kletterte tollkühn zur Stelle hin, wo sie den Bauer zuletzt gesehen hatte. Hier war der Hang schon so steil wie ein Turmdach, aber die Erlen standen so dicht, daß sie sich an ihnen hinunterlassen konnte. Einen Strauch nach dem andern erfassend, arbeitete

sie sich mit übermenschlicher Anstrengung hinab, immer tiefer und tiefer. — Heiliges Kreuz, da hing ein Stück Weste vom Bauern! Dort ein Fetzen von einem Hemdärmel! Nur weiter, weiter! Halb rutschend, halb kletternd, setzte sie ihren Weg fort, fieberhaft nach links und rechts ausspähend. Plötzlich sah sie etliche Klafter unter sich etwas Weißes durch die Büsche schimmern. Mit ein paar Rutschern war sie dort. Mein Gott, mein Gott, da lag der Bauer, den Kopf zur Seite hinabhängend, blutüberströmt, leblos! — Er war in einen dichten Zwickel wild durcheinander verwachsener Erlenstämme hineingekeilt, die ihn aufgehalten hatte. Agnes rückte nahe zu ihm hin und hob seinen Kopf empor. Er war noch ganz warm und jetzt machte er einen tiefen Atemzug. — Himmel, er lebt! — Sie wischte das Blut von seinen zerschundenen Wangen und rief ihn beim Namen. Da bemerkte sie, daß in seinem Arm ein spitziger Erlenast steckte, unter dem ein ganzes Brünnlein Blut herausquoll. — Heilige Maria, wenn man nicht schleunig hilft, verblutet er!

Sie löste ihr weißes Halstüchlein, dann zog sie so schonend wie möglich den Spitter aus seinem Arm. Jetzt stöhnte er laut, zugleich schlug er die Augen auf, schaute groß herum und fragte:

„Was ist geschehen? Bin ich nicht heruntergefallen? Wie kommst du denn daher, Agnes?"

„Gott sei Lob und Dank, daß Ihr lebt", jubelte das Mädchen, „jetzt ist alles gut."

Mit diesen Worten band sie das Tüchlein zweidreifach um seinen Arm, und hatte auch bald die Freude, daß das rote Brünnlein aufhörte zu rinnen. Der Bauer aber fiel wieder halb in Ohnmacht. Nun schob und zog sie so lange an ihm, bis sie ihn in eine bequemere Lage gebracht hatte, dann jammerte sie wieder:

„Nicht sterben, Bauer, grad nicht sterben, nicht sterben!"

Nach einer Weile schlug er abermals die Augen auf, schaute das Mädchen, das seinen Kopf in beiden Händen hielt, verwirrt an und sagte leise:

„Agnes, du allein hast mich nicht verlassen! Wie bist du denn hergekommen?"

„Durch die Erlenstauden herunter", erwiderte sie glücklich; „sie haben mich nicht wollen gehen lassen, weil ich zu Tode fallen könnte, aber Unser Herr hat mir geholfen. Und es ist gut, daß ich herabgekommen bin, sonst wäret ihr verblutet . . . Jetzt will ich den Leuten rufen, Ihr könnt nicht länger da bleiben."

Sie schrie so laut, als sie es herausbrachte, um Hilfe. Bald antworteten Stimmen von oben und von unten. Doch dauerte es eine unendlich lange Zeit, dem Mädchen dünkte es fast eine Ewigkeit, bis zwei Männer, an dicken Seilen hängend, durch das Erlengesträuch herabglitten. Mit Hilfe des Seiles und unter unsäglichen Mühen wurde zuerst der Bauer, der über heftige Schmerzen am Rücken und am linken Fuß klagte, und dann das Mädchen hinaufgeschafft. Als Agnes droben ankam, hatte man den Bauer schon hinunter in die Sennhütte gebracht und in sein Bett gelegt. Das Mädchen wurde von allen Seiten mit Fragen bestürmt, aber es konnte kein vernüftiges Wort sagen, zitterte am ganzen Leib und fragte immerfort nach dem Bauern. Erst als man ihm versicherte, daß es dem Verunglückten verhältnismäßig gut gehe und für sein Leben wahrscheinlich nichts zu fürchten sei, beruhigte es sich etwas.

Der große Knecht stieg eilends hinunter ins Tal, um den Doktor von Eschenbach zu holen; doch konnte der Doktor vor morgen früh unmöglich zur Stelle sein. Am Abend begann der verletzte Bauer stark zu fiebern, und er redete meistenteils irre. Der Bauknecht Gallus und Agnes hielten an seinem Lager Wache. Das Mädchen verging beinahe vor Angst und Kummer. In der Frühe war der Bauer bei klarem Verstand, aber er fühlte sich sehr schwach, und der ganze Körper tat ihm wehe. Erst spät am Vormittag erschien der Doktor, der den Verletzten sorgfältig untersuchte. Er stellte außer zahlreichen Hautabschürfungen eine Verrenkung des linken Unterschenkels fest und erklärte, wenn nicht eine innere Verletzung stattgefunden habe, was sich in den nächsten vierundzwanzig Stunden zeigen müsse, so sei keine Gefahr vorhanden; die Schwäche rühre von dem großen Blutverlust her. Mit dem Doktor war auch die alte Thres heraufgekommen, die jetzt die Plege ihres Neffen übernahm. Agnes mußte hinunter in den Talmarhof, um für die Thres den Haushalt zu führen. Tränenden Auges schied sie vom kranken Bauern.

Fortsetzung folgt

* * *

Im Unglück finden wir oft die Ruhe wieder, die uns durch die Furcht vor dem Unglück geraubt wurde.

FATIMA STUDENT BURSE

Wie wir auf der ersten Seite der heutigen Ausgabe berichtet haben, wurde uns Oblaten ein neues Missionsfeld in Südamerika übertragen. Das heißt, daß wir wieder einmal die Zahl der benötigten Missionsarbeitskräfte höher stellen müssen. Wir brauchen Missionare – wir brauchen sie in großer Zahl und sobald als nur möglich. Kein Missionsberuf darf der Kirche Gottes verloren gehen. Die Ernte ist reif – sie wartet auf die Schnitter! Suchen wir die Fatima Student-Burse nach Kräften zu unterstützen. Je eher wir damit fertig sind, um so schneller können wir wieder einmal eine neue ewige Freistelle in unserem Missionskolleg eröffnen. Scheuen wir nicht vor dieser Missionsarbeit zurück. Jeder kann das Seine zur Verbreitung der Gnaden und der Wahrheiten Gottes tun, der Missionar durch seine Priestermissionsarbeit, der Katholik durch Unterstützen des Missionswerkes. Eins der schönsten Missionshilfswerke ist ganz gewiß die Priester Student-Burse, durch die wir armen Knaben das Missions-Priesterstudium ermöglichen.

Bisher eingenommen:	$990.00
Alfred H. Segrin, Beebe, P.Q.	5.00
Mrs. K. Meringer, Macklin, Sask.	1.00
Eine Leserin, Friedenstal, Alta.	5.00
Joh. Weiss, St. Walburg, Sask.	2.00
Ein Leser, Denzil, Sask.	3.00
Missionszirkel St. Anna, Lake Lenore, Sk.	10.00
Ein Leser, Tribune, Sask.	3.00
Joseph Pekar, Creston, B. C.	2.00
Ein Leser, Vancouver, B. C.	5.00
Isidor Exner, Killaly, Sask.	5.00
Ein Leser, Wilkie, Sask.	20.00
Ein Leser, Primate, Sask.	5.00
	$1056,00

Bitte, sendet euere Gaben an: **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask.